

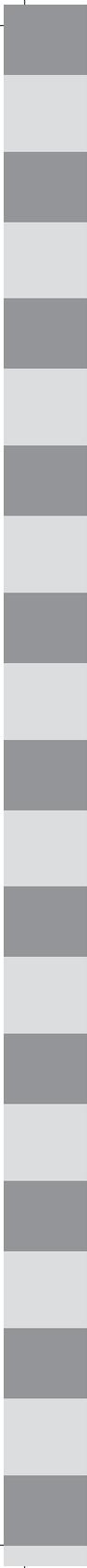
Dan Jones
Spiel der Könige

UNKORRIGIERTE LESEPROBE

**Pressesperrfrist für Rezensionen:
27. August 2020**

**Die Veröffentlichung einer Rezension vor Ablauf
der Sperrfrist ist nur mit vorheriger schriftlicher
Genehmigung des Verlags C.H.Beck erlaubt.**





Dan Jones

Spiel der Könige

Das Haus Plantagenet
und der lange Kampf um Englands Thron



*Aus dem Englischen
von Heike Schlatterer*

C.H.Beck



Titel der englischen Originalausgabe:
«The Plantagenets. The Kings Who Made England»
© Dan Jones 2012

Zuerst erschienen 2012 bei Harper Collins Publishers, London

Mit 15 Farbabbildungen
und 7 Karten (© Peter Palm, Berlin)

Bildnachweis für die Leseprobe:

Seite 6: © Andrea Tajti

Seite 8: © akg-images/A. F. Kersting

Seite 29: © akg-images/British Library

Vordere Umschlaginnenseite: © akg-images/Joseph Martin

Hintere Umschlaginnenseite: © akg-images/British Library

Für die deutsche Ausgabe:

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2020
www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Schwert: England, 13. Jh., © Bridgeman Images;

Knauf: Detail aus einer Radierung von George Vertue, 1735,
nach einem Porträt Richards II. in Westminster Abbey,

© Heritage Images/The Print Collector/akg-images

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Beltz, Bad Langensalza GmbH

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

Werbemittel-Nummer 257886



klimateutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Über das Buch

«Englands schrecklichste Dynastie»

Wenn die Serie «Game of Thrones» eine historische Vorlage hat, dann ist es die Geschichte der Plantagenets. Dan Jones erzählt mit sicherem Gespür für vielsagende Details und Episoden, wie die Sprösslinge der Dynastie 300 Jahre lang um den Thron kämpften. Ein Meisterwerk, das uns besser verstehen lässt, warum sich «Englands schrecklichste Dynastie» von Richard Löwenherz bis zur Magna Carta so tief in die britische Identität einschreiben konnte.

Klug, brutal und machtbewusst: Das Haus Plantagenet herrschte vom Ende der normannischen Könige über die Zeit der Kreuzzüge und des Schwarzen Todes bis zum Beginn des Hundertjährigen Krieges über England und halb Frankreich. Eleonore von Aquitanien, die berühmteste Frau des Mittelalters, war gleich zweimal Königin. Richard Löwenherz zog in den heiligen Krieg gegen Sultan Saladin. Unter seinem hinterhältigen Bruder Johann Ohneland entstand die Magna Carta, die bis heute Teil der britischen Verfassung ist. Und unter Heinrich III. trat zum ersten Mal das englische Parlament zusammen. Der letzte König der Dynastie, Richard II., war die Vorlage für Shakespeares gleichnamiges Drama, ein Förderer der Künste und ein politischer Versager. Spannend wie in einem guten Film und mit souveräner Kenntnis von Quellen und Forschung lässt Dan Jones eine Dynastie lebendig werden, die wie keine andere Stoff für Sagen, Legenden und Dramen geboten hat, deren Erbe aber bis heute höchst real ist.



Der Autor

Dan Jones

geboren 1981, ist ein britischer Historiker, Journalist und Schriftsteller, der sich vor allem mit dem Hochmittelalter beschäftigt. Mit seinem zweiten Buch, der Geschichte des Hauses Plantagenet erlebte er 2012 seinen internationalen Durchbruch: Das Buch hielt sich lange auf Platz 1 der *New York Times* Bestsellerliste, wurde in viele Sprachen übersetzt und als vierteilige Fernsehserie verfilmt (deutsche Fassung bei SPIEGEL-TV). Einen ähnlichen Erfolg hatte sein darauffolgendes Buch über die Rosenkriege. Auch seine magistrale Darstellung der Templer hat es kurz nach Erscheinen auf die *New York Times* Bestsellerliste geschafft. Die deutsche Ausgabe erschien 2019 bei C.H.Beck.

Dan Jones schreibt regelmäßig für große Zeitungen und Zeitschriften wie den *London Evening Standard*, *The Times* und *Sunday Times* und war an mehreren großen historischen Dokumentationsfilmen beteiligt. Er lebt mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern in Staines-upon-Thames.





Dover Castle, erbaut ab 1168 unter König Heinrich II. Plantagenet

Stimmen zu «Spiel der Könige»

«Jones befreit die Plantagenets aus ihrem historischen Schattendasein, indem er sie in all ihrem epischen Heroismus und ihrer Verderbtheit zeigt. Seine Darstellung ist fesselnd und lesbar – eine besondere Leistung, wenn man die Lücken in den Quellen bedenkt und die Zeitspanne von 300 Jahren – und zugleich mit aller akademischen Akribie erforscht. Das Ergebnis ist eine unterhaltsame, oft erschütternde Reise durch eine blutige, unsichere Zeit, in der viele der Grundlagen des englischen Königtums und des anglo-amerikanischen Verfassungsdenkens ausgebildet wurden.»

The Washington Post

«Herausragend. Meisterhaft schwungvoll, bezwingend erzählt, das ist narrative Geschichte auf höchstem Niveau. Eine packende Dynastiegeschichte voller königlicher Intrigen, gewaltsamer Täuschungsmanöver und blutiger Kriegszüge während zweier Jahrhunderte der britischen Geschichte.»

Simon Sebag Montefiore

«Das Buch ist der Beweis dafür, dass es heutige Geschichtsschreibung in Stil, Witz und Chuzpe mit der mittelalterlichen Welt aufnehmen kann.»

The Observer

«Geschichte kann nicht epischer, nicht packender erzählt werden. Ich würde jedem widersprechen, der davon nicht königlich unterhalten wird.»

Tom Holland



«Vorzüglich ... Jones ist ein farbiges, unwiderstehliches Buch über eine farbige, unwiderstehliche Dynastie gelungen, gegen die die Tudors wie Schmusekätzchen wirken. *Spiel der Könige* ist auf dem neuesten Forschungsstand erzählt, reich an anschaulichen Details und Szenen. Man riecht förmlich die salzige See, wenn das Weiße Schiff sinkt, und hört die Schreie der Gemarterten an der Hinrichtungsstätte von Tyburn.»

USA Today

«Ein exzellentes Buch ... *Spiel der Könige* ist ein wunderbarer Ritt durch die englische Geschichte. Machtvolle Persönlichkeiten, lebhaft Beschreibungen von Schlachten und Turnieren, Frauen in feinen Samtkleidern, Ritter in glänzender Rüstung bevölkern die Seiten dieser höchst fesselnden Erzählung.»

The Evening Standard

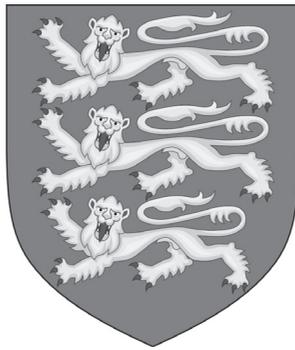
«A real-life *Game of Thrones* ... Rasant und zugänglich geschrieben. Dan Jones bewältigt seinen Stoff mit sichtlichem Genuss.»

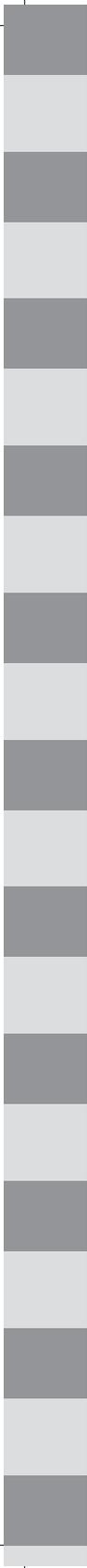
The Wallstreet Journal

Dan Jones

Spiel der Könige

Das Haus Plantagenet
und der lange Kampf um Englands Thron





Inhalt

Vorwort	13
---------------	----

ERSTER TEIL

Das Zeitalter der Katastrophen (1120–1154)

Das Weiße Schiff	25
Die Suche nach einem Erben	31
Der Untergang	35
Ehrgeiz	44
Eine skandalumwitterte Ehefrau	48
Heinrich der Eroberer	54

ZWEITER TEIL

Das Zeitalter des Reichs (1154–1204)

Geburten und Wiedergeburt	67
L'Espace Plantagenet	76
Unheiliger Krieg	82
Die Regelung der Nachfolge	95
Das Adlernes	106
Heinrichs Triumph	118
Eine Welt in Flammen	126
König Richard	137
Held des Ostens	143
Verrat	150
Ein unerwarteter Umweg	159
Die Rückkehr von Richard Löwenherz	164
Johann Ohneland ganz oben	177
Johann «Weichsword»	183
Triumph und Katastrophe	187
Johann Ohneland auf dem Tiefpunkt	195

DRITTER TEIL

Das Zeitalter der Opposition (1204–1263)

Die Plünderung des Wracks	201
Ein grausamer Herrscher	215
Der Anfang vom Ende	225
Auf nach Bouvines	233
Die Magna Carta	240
Die Sicherung des Erbes	251
Endlich die Krone	262
Ehe und Familie	000
Heiliges Königtum	276
Die Bestimmungen von Oxford	290
Die Schlacht von Lewes	300
Aus der Gefangenschaft nach Evesham	305
Der Leopard	312

VIERTER TEIL

Das Zeitalter des Artus (1263–1307)

Endlich König	323
Ein neuer Artus	330
Letzter Widerstand	337
Die Burgen des Königs	343
Der Preis der Eroberung	347
Die Vertreibung der Juden	351
Der vakante schottische Thron	357
Die Eroberung Schottlands	363
Die Krise spitzt sich zu	374
Rückfall	382

FÜNFTER TEIL

Das Zeitalter der Gewalt (1307–1330)

Der König und sein Bruder	389
Der im Zaum gehaltene König	399
Menschenjagd	406
Versprechen und Katastrophen	411

Neue Favoriten	419
Der Bürgerkrieg	427
Die Tyrannei des Königs	435
Mortimer, Isabella und Prinz Eduard	440
Endspiel	446
Falsche Dämmerung	457

SECHSTER TEIL

Das Zeitalter des Ruhms (1330–1360)

Ein königlicher Staatsstreich	469
Ruhmreicher König eines verarmten Reiches	474
Neue Earls, neue Feinde	483
Der Beginn des Hundertjährigen Krieges	487
Eduard in unruhigem Fahrwasser	492
Dominanz	504
Tod einer Prinzessin	515
Der Hosenbandorden	521
Jahrzehnt des Triumphs	527

SIEBTER TEIL

Das Zeitalter der Revolution (1360–1399)

Familienangelegenheiten	541
Wechselfälle des Schicksals	548
Das Gute Parlament	556
Neuer König, alte Probleme	565
England in Aufruhr	571
Die Rückkehr der Krise	580
Verrat und Trauma	591
Die Neuerfindung des Königtums	598
Richard der Rächer	605
Richard außer Rand und Band	613
Richard allein	625
Epilog	631



Anhang

Karten	647
Stammtafeln	655
Die Normannen	656
Die Plantagenets	658
Französische Könige, 1060 bis 1422	660
Weiterführende Literatur	661
Nachweis der Abbildungen	668
Personenregister	669

Vorwort

Wer waren die Plantagenets? Die im Buch beschriebenen Personen haben den Namen nicht geführt, mit einer einzigen Ausnahme: Gottfried, Graf von Anjou, ein gutaussehender, streitlustiger junger Mann mit roten Haaren. Der 1113 geborene Gottfried trug gern einen Zweig mit gelb blühendem Ginster am Helm und schmückte seinen Schild mit Löwen. Von der lateinischen Bezeichnung für Ginster (*planta genista*) leitet sich der Name Plantagenet ab, die schreitenden Löwen aus seinem Wappen, die den Kopf dem Betrachter zuwenden, wurden zum symbolträchtigen Wappentier der englischen Könige, auf Standarten vor riesigen Armeen in die Schlacht getragen, in den kühlen schottischen Lowlands genauso wie in den staubigen Ebenen des Nahen Ostens. Darin steckt eine gewisse Ironie: Gottfried war nie in England, zeigte kaum Interesse an diesem Teil seines Reichs und starb 1151, drei Jahre bevor sein ältester Sohn die englische Krone erbte.

Dennoch hat der Name Plantagenet einen machtvollen Klang. Gottfrieds Nachfahren herrschten mehr als zwei Jahrhunderte lang als Könige über England, angefangen bei Heinrich II., der 1154 gekrönt wurde, bis zu Richard II., der 1399 von seinem Cousin Henry Bolingbroke abgesetzt wurde. Die Plantagenets waren die am längsten herrschende Königsdynastie in England, und während sie regierten, entstanden einige der grundlegenden charakteristischen Merkmale, die wir heute mit England verbinden: Die Grenzen des Reichs wurden festgelegt. Die Beziehungen zu den Nachbarn – in erster Linie zu Schottland, Wales, Frankreich und Irland, aber auch zu den Niederlanden, zum Papsttum und zu den iberischen Reichen, aus denen später Spanien hervorging – wurden etabliert. Rechtsgrundsätze und Regierungseinrichtungen, die bis heute bestehen, wurden in ihren Grundformen angelegt – einige freiwillig, andere durch Zufall oder unter Zwang. Eine reiche Mythologie nationaler Geschichtsschreibung und Legenden entstand, und auch die Verehrung zweier Hei-

liger – Eduard der Bekenner und der heilige Georg – stammt aus dieser Zeit. Die englische Sprache entwickelte sich von einem unkultivierten, ziemlich rauen lokalen Dialekt zur Sprache der Parlamentsdebatten und poetischen Dichtung. Burgen, Paläste, Kathedralen und Denkmäler wurden errichtet, von denen viele heute noch stehen und vom Genie der Männer künden, die sie einst erdachten, erbauten und gegen Angriffe verteidigten. Helden wurden geboren, starben und wurden zu Legenden; ebenso die Übeltäter, deren Namen immer noch in den Geschichtsbüchern widerhallen. (Denn manche dieser Übeltäter trugen die Königskrone.) Einige der berühmtesten und dramatischsten Schlachten der europäischen Geschichte wurden in dieser Zeit ausgetragen, etwa die Schlacht bei Bouvines und die Schlacht von Bannockburn, die Seeschlachten von Sluis und Winchelsea, die Schlacht bei Crécy und bei Poitiers. Zwischen dem Zeitalter der Normannen, in dem Kriegskunst eine Kunst der Belagerung war, und dem aufkommenden 15. Jahrhundert, in dem offene Feldschlachten üblich waren, wurde die Militärtaktik revolutioniert; und die Engländer mit ihren tapferen Kriegerern und todbringenden berittenen Bogenschützen waren der Schrecken Europas. Gegen Ende der Plantagenet-Ära begannen die Engländer, die Kriegsführung auf offener See zu verfeinern. Die Seekriegstaktik hinkte etwas hinter der Taktik für Landkriege her, doch Mitte des 14. Jahrhunderts gab es so etwas wie eine englische Marine, die zum Schutz der Küsten und zum Angriff auf feindliche Schiffe eingesetzt werden konnte. Selbstverständlich kam es während der Herrschaft der Plantagenets auch zu Akten der Grausamkeit, des Gemetzels, der Brutalität und Dummheit. Dennoch war bis 1399, dem Jahr, in dem dieses Buch endet, aus dem kühlen und feuchten Inselreich, das Wilhelm, der Bastard aus der Normandie, im Jahr 1066 erobert hatte, ein hoch entwickeltes Reich geworden, das zu den bedeutendsten der Christenheit zählte. Die Grundlage dafür bildeten die Macht und das Ansehen der Königsfamilie.

Der Weg dahin wird in diesem Buch beschrieben. Doch das Buch soll auch unterhalten. Es bietet ein Stück erzählte Vergangenheit mit einigen der großen Ereignisse aus der Geschichte Englands in der Zeit zwischen dem Sinken des *Weißes Schiffs* 1120 und der Absetzung von Richard II. 1399. Dazu gehören der Bürgerkrieg zwischen Stephan und Mathilde; die Ermordung Thomas Becketts durch die Ritter Heinrichs II.; die Revolte

der Königssöhne in den Jahren 1173 und 1174; die Kriege Richards I. gegen Saladin während des Dritten Kreuzzugs; der Krieg der Barone gegen König Johann und die Anerkennung der *Magna Carta*; die glücklosen Bemühungen Heinrichs III. in einer späteren Auseinandersetzung mit dem Adel, unter anderem mit seinem Schwager (und seiner Nemesis) Simon de Montfort; die Feldzüge Eduards I. in Wales und Schottland; die spezielle Beziehung Eduards II. zu Piers Gaveston und seine erzwungene Abdankung; der von Eduard III. provozierte Hundertjährige Krieg, in dem er zusammen mit seinem Sohn, dem Schwarzen Prinzen, kämpfte und den König von Frankreich gefangen nahm, und die anschließende Stiftung des Hosenbandordens, um die militärische Überlegenheit Englands zu feiern; die enorme Zahl der Todesopfer, die der Schwarze Tod in Europa forderte; die heroische Haltung Richards II. gegenüber Wat Tylers Rebellen während des Bauernaufstands von 1381, gefolgt von Richards Tyrannei und seinem endgültigen Sturz, als er von Bolingbroke entthront wurde. Alle diese Geschichten sind schon für sich genommen aufregend; sie sind aber auch Teil des historischen Kanons, der England nach wie vor, trotz der kulturellen Umbrüche im 21. Jahrhundert, als Nation und Volk definiert. Die Könige aus dem Haus Plantagenet erfanden nicht nur England als politische, administrative und militärische Einheit. Sie trugen auch dazu bei, unsere *Vorstellung* von England zu prägen – eine Vorstellung, der nach wie vor eine große Bedeutung zukommt. [...]

ERSTER TEIL

Das Zeitalter der Katastrophen

1120–1154



Es war, als ob Christus
und seine Heiligen
geschlafen hätten.

Angelsächsische Chronik

Das Weiße Schiff

Der Prinz war betrunken. Genauso wie die Besatzung und die Passagiere des Schiffs, auf dem er sich befand. Am 25. November 1120 amüsierten sich fast zweihundert junge und schöne Abkömmlinge der führenden Familien Englands und der Normandie an Bord eines prächtigen, weiß gestrichenen Langschiffs. Das Schiff hatte ein wohlhabender Kaufmann für die Fahrt von der Normandie nach England zur Verfügung gestellt. Nun hob und senkte es sich auf dem Wasser, begleitet vom Gelächter der Feiernden im Hafen von Barfleur. Eine über hundert Kilometer lange Überfahrt auf der im Spätherbst unruhigen See des Ärmelkanals lag vor ihnen. Dennoch wurde das am Rand der geschäftigen Hafenstadt vertäute Schiff mit zahlreichen Weinfässern beladen, und Passagiere wie Besatzung wurden ausgelassen zum Trinken ermuntert.

Der Prinz war Wilhelm Aetheling. Er war der einzige eheliche Sohn Heinrichs I., König von England und Herzog der Normandie, und dessen Frau Matilda von Schottland, einer gebildeten, fähigen Königin, die von den angelsächsischen Königen von Wessex abstammte, die England vor der Eroberung durch die Normannen regiert hatten. Wilhelm war nach seinem Großvater benannt, nach Wilhelm dem Eroberer. Sein Beiname «Aetheling» war ein traditioneller angelsächsischer Titel für den Thronerben. Wilhelm war ein privilegierter, geselliger junger Mann, dem man seine königliche Abstammung mütterlicher- und väterlicherseits anmerkte. Vermutlich entsprach er voll und ganz dem uralten Klischee vom vergötterten und verwöhnten ältesten Sohn. Ein normannischer Chronist berichtet, Wilhelm sei «in goldbestickte seidene Gewänder» gekleidet gewesen, «umgeben von einer Schar Bediensteter und Wachen», und habe «ein beinahe himmlisches Strahlen» an sich gehabt; ein junger Mann, dem von allen Seiten «außerordentliche Verehrung» entgegengebracht worden sei, weshalb er zu «übermäßiger Arroganz» geneigt habe.

Wilhelm war umringt von zahlreichen jungen Adligen, darunter sein

Halbbruder Richard von Lincoln und seine Halbschwester Matilda, Gräfin von Le Perche. Beide waren illegitime Nachkommen Heinrichs und gehörten zu einer ganzen Schar von insgesamt vierundzwanzig Kindern, die der bemerkenswert virile König gezeugt hatte. Außerdem waren mit von der Partie: Wilhelms Cousin Stephan von Blois, der ebenfalls ein Enkel Wilhelms des Eroberers war; Richard, der sechszwanzig Jahre alte Earl of Chester, und seine Frau Maud; Geoffrey Ridel, ein englischer Richter; Othver, der Tutor des Prinzen, und mehrere andere Cousins, Freunde und königliche Amtsträger. Zusammen bildeten sie eine goldene Generation anglonormannischer Adliger, die zu Recht in großem Stil reisten.

Der Eigner des *Weißes Schiffs* war Thomas Fitzstephen. Sein Großvater Airard hatte ein Langschiff zur Invasionsflotte des Eroberers beigesteuert; Fitzstephen dachte wohl, die Beförderung zukünftiger Könige nach England liege in der Familie. Er hatte beim König um die Ehre gebeten, die königliche Gesellschaft sicher von Barfleur zur englischen Südküste zu bringen. Heinrich hatte ihn mit der Überfahrt des Prinzen und dessen Begleitung beauftragt, doch mit der ehrenvollen Aufgabe war auch eine Warnung verbunden: «Ich vertraue euch meine Söhne Wilhelm und Richard an, die ich liebe wie mein eigenes Leben.»

Wilhelm war in der Tat eine kostbare Fracht. Mit seinen siebzehn Jahren war er bereits ein begüterter und erfolgreicher junger Mann. Er war 1119 mit Matilda verheiratet worden, der Tochter Fulkos V., des Grafen von Anjou und zukünftigen Königs von Jerusalem. Die Verbindung sollte die seit Generationen bestehenden Feindseligkeiten zwischen den Normannen und Angevinen (so wurden die Bewohner der Grafschaft Anjou genannt) beenden. Nach der Hochzeit hatte Wilhelm seinen Vater Heinrich ein Jahr lang durch die Normandie begleitet und die Kunst des Regierens erlernt. Unter anderem war er mit dabei gewesen, als Heinrich mit Ludwig VI., genannt der Dicke, dem politisch gewieften König von Frankreich – in den Quellen aufgrund seiner Leibesfülle mit einem Schwein verglichen –, einen Friedensvertrag ausgehandelt hatte, den der Chronist William von Malmesbury als «brillant und sorgfältig abgestimmt» beschrieb. Wilhelm sollte in der hohen Kunst der königlichen Herrschaft unterrichtet werden. Offenbar mit Erfolg, denn in offiziellen Dokumenten

wurde er als *rex designatus* bezeichnet, als designierter König, was darauf schließen lässt, dass er in die Position des Nebenkönigs an der Seite seines Vaters aufgestiegen war.

Der Höhepunkt in Wilhelms jungem Leben hatte sich nur wenige Wochen vor dem Ablegen des *Weißes Schiffs* ereignet. Wilhelm hatte vor dem korpulenten Ludwig gekniet und ihm die Treue als neuer Herzog der Normandie geschworen. Diese semisakrale Zeremonie besiegelte, dass Heinrich das Herzogtum an seinen Sohn übergeben hatte. Wilhelm wurde damit als eine der führenden Figuren Europas anerkannt. Zudem markierte die Zeremonie in gewisser Weise den Übergang vom Jugendlichen zum Mann.

Eine Ehefrau, ein Herzogtum und der unaufhaltsame Aufstieg zum König: Wilhelm hatte allen Grund zu feiern – und das tat er auch. Als das schwache Licht des Novembernachmittags einer klaren, kalten Nacht wich, blieb das *Weisse Schiff* im Hafen von Barfleur vertäut und der Wein floss reichlich.

Es war ein stattliches Schiff – mit Platz für mehrere Hundert Passagiere, einer Besatzung von fünfzig Mann und einem großen Frachtraum. Das war wohl durchaus beachtlich, der normannische Chronist Ordericus Vitalis bezeichnete es als «hervorragend ausgerüstet und bereit für den königlichen Dienst». Das *Weisse Schiff* war lang und tiefgängig, hatte erhöhte Aufbauten und war mit Schnitzereien an Bug und Heck verziert, es besaß einen hohen Mast in der Mitte, ein rechteckiges Segel und Öffnungen in der Bordwand für die Ruder auf beiden Seiten. Das Steuerruder befand sich nicht in der Mitte des Hecks, sondern seitlich; der Kapitän musste sich daher sehr gut mit den örtlichen Gegebenheiten auskennen und zur Hafenseite hin blind navigieren.

Ein günstiger Wind wehte aus südlicher Richtung und versprach eine schnelle Überfahrt. Die Besatzung und die Passagiere auf Wilhelms Schiff verabschiedeten am Abend das Schiff des Königs. Eigentlich sollten sie ihm folgen, doch das Zechgelage an Bord war so unterhaltsam, dass das *Weisse Schiff* noch lange nach Einbruch der Dunkelheit im Hafen blieb. Als Priester eintrafen und das Schiff mit Weihwasser segnen wollten, wurden sie unter Johlen und Gelächter weggeschickt.

Im Laufe des Abends wurde immer ausgelassener gefeiert und auch

gepraht. Das *Weißes Schiff* hatte kaum Fracht und verfügte über fünfzig Ruderer. Der angetrunkene Kapitän behauptete, sein Schiff sei mit geblähtem Segel und kräftigem Rudereinsatz so schnell, dass es den Vorsprung von König Heinrichs Schiff leicht aufholen könne und England noch vor dem König erreichen werde.

An Bord machten sich nun einige Passagiere Gedanken, dass eine Überfahrt bei hoher Geschwindigkeit mit einer betrunkenen Besatzung nicht unbedingt die sicherste Art war, den Ärmelkanal zu überqueren. Aethelings Cousin Stephan von Blois erklärte, er habe eine Magenverstimmung, ging von Bord und suchte sich ein anderes Schiff, das ihn nach Hause bringen sollte. Einige andere schlossen sich ihm an, beunruhigt über das ausgelassene und eigensinnige Verhalten der königlichen Gesellschaft und der Besatzung. Doch allen Bedenken zum Trotz rüsteten die betrunkenen Seeleute das Schiff für die Abfahrt.

Gegen Mitternacht lichtete das *Weißes Schiff* in einer klaren Neumondnacht die Anker und nahm Kurs auf England. Sie flog «geschwinder als ein geflügelter Pfeil und sauste über die gekräuselte Oberfläche der Tiefe», schrieb William von Malmesbury. Doch das Schiff kam nicht sehr weit. Tatsächlich kam es nicht einmal über den Hafen von Barfleur hinaus.

Ob es nun an der ausgelassenen Feier an Bord lag, an einem simplen Navigationsfehler oder am Zorn des Allmächtigen, weil man sein Weihwasser zurückgewiesen hatte, jedenfalls rammte das *Weißes Schiff* nur wenige Minuten nach dem Ablegen einen scharfen Felsen, bekannt als Quillebeuf, der am Ausgang des Hafens aus dem Wasser ragt und dort auch heute noch zu sehen ist. Die Kollision riss ein fatales Loch in den hölzernen Bug. Zersplitterte Planken wurden ins Meer geschleudert. Eiskaltes Wasser drang ins Schiff.

An Bord hatten alle nur einen Gedanken: Wilhelm zu retten. Während die Besatzung versuchte, das eindringende Wasser aus dem Schiff zu schöpfen, wurde ein Rettungsboot zu Wasser gelassen. Aetheling stieg zusammen mit einigen Begleitern und Ruderern ins Boot, das ihn ans rettende Ufer von Barfleur bringen sollte.

Schreckliche Szenen müssen sich abgespielt haben: Das Gebrüll der betrunkenen Besatzung, die sich mühte, das havarierte Schiff zu retten, die Schreie der Passagiere, die durch die Wucht des Aufpralls ins Meer ge-

schleudert worden waren. Die prächtigen Gewänder der adligen Männer und Frauen saugten sich schnell mit Wasser voll und wurden schwer, es war unmöglich, das rettende Ufer zu erreichen oder sich auch nur über Wasser zu halten. Über den Wellen hallten die Schreie der Ertrinkenden.

Als das kleine Rettungsboot den Hafen ansteuerte, hörte Wilhelm unter den panischen Rufen die Stimme seiner älteren Halbschwester Matilda heraus. Sie schrie um ihr Leben – im sicheren Wissen, in der Kälte und Dunkelheit zu ertrinken. Das war mehr, als Aetheling ertragen konnte. Er befahl den Männern im Boot, umzukehren und Matilda zu retten.

Eine fatale Entscheidung. Die Herzogin war nicht die Einzige, die ums Überleben kämpfte. Auch andere, die im eiskalten Wasser paddelten, sahen das Rettungsboot und versuchten, an Bord zu klettern und sich in Sicherheit zu bringen, was aber nur bewirkte, dass auch das Rettungsboot kenterte und sank. Matilda wurde nicht gerettet, und auch Wilhelm Aetheling ertrank, der Herzog der Normandie und designierte König von England. Der Chronist Heinrich von Huntingdon schrieb dazu: «Anstatt eine goldene Krone zu tragen, wurde sein Kopf von den Felsen des Meeres zertrümmert.»

Nur ein Einziger überlebte den Untergang des *Weißes Schiffs*; ein Metzger aus Rouen, der in Barfleur an Bord gegangen war, um ausstehende Schulden einzutreiben, und von den Feiernden einfach mitgenommen wurde. Als das Schiff sank, wickelte er sich zum Schutz gegen die Kälte in Widderfelle und klammerte sich die ganze Nacht lang an ein Wrackteil. Am Morgen wankte er klatschnass ans Ufer und erzählte seine Geschichte. Später wurden mit der Flut einige Leichen ans Ufer gespült, doch die meisten wurden nie gefunden.

Es dauerte eine Weile, bis die Nachricht vom Untergang des Schiffes nach England gelangte. Heinrichs Schiff, bemannt mit einer nüchternen Besatzung und umsichtig gesteuert von einem aufmerksamen Kapitän, erreichte unbeschadet die englische Küste, wo sich der König und sein Haushalt den Vorbereitungen auf Weihnachten widmeten. Als die schreckliche Nachricht aus Barfleur bekannt wurde, herrschte am Königshof blankes Entsetzen. Heinrich wurde zunächst in Unkenntnis gelassen. Adlige wie Amtsträger fragten sich bestürzt, wer dem König sagen sollte,

dass drei seiner Kinder, darunter sein geliebter Erbe, «den Ungeheuern der Tiefe zum Fraße dienten», wie es William von Malmesbury formulierte.

Schließlich wurde ein kleiner Junge zu Heinrich geschickt, um die Nachricht zu überbringen. Er warf sich dem König zu Füßen und berichtete weinend von der Tragödie. Laut Ordericus Vitalis sank Heinrich I. «zu Boden, überwältigt von Kummer». Es heißt, er habe nie wieder gelächelt.

Der Untergang des *Weißes Schiffs* löschte eine ganze Generation der anglonormannischen Elite nahezu komplett aus. Der Tod von Wilhelm Aetheling – und das glückliche Überleben seines Cousins Stephan von Blois – sollte die gesamte Politik des westlichen Europa drei Jahrzehnte lang durcheinanderwirbeln.

Der Verlust seines Erben war nicht nur eine persönliche Tragödie für Heinrich I. Wilhelms Tod bedeutete für die normannische Dynastie eine politische Katastrophe. Oder wie Heinrich von Huntingdon schrieb: Wilhelms «sichere Aussicht auf den künftigen Königsthron war von größerer Bedeutung als das aktuelle Königtum seines Vaters». Durch Wilhelms Heirat war der Friede zwischen der Normandie und Anjou gewährleistet. Mit Wilhelms Huldigung von Ludwig VI. befand sich das gesamte anglonormannische Reich im Frieden mit Frankreich. Sämtliche Pläne und Bemühungen Heinrichs zur Sicherung seiner Länder und seines Vermächtnisses hatten auf dem Überleben seines Sohnes gegründet.

Ohne ihn war alles vergebens. [...]



König Heinrich I. von England betrauert den Verlust seines Sohns und Erben Wilhelm Aetheling beim Untergang des Weißen Schiffs 1120. Da Heinrich keinen weiteren legitimen männlichen Erben hervorbrachte, kam es in England zu einem fast zwanzig Jahre währenden Bürgerkrieg, der im Englischen passenderweise als «The Shipwreck» («Der Untergang») bezeichnet wurde.

Ehrgeiz

Am 13. April 1149 landete der sechzehnjährige Heinrich an der Küste von Devon. Es war sein dritter Besuch im gespaltenen Reich, von dem ihm seine Mutter bestimmt immer wieder erzählt hatte, dass es rechtens ihm zustehe. Er hatte das Land in seinen dunkelsten Stunden erlebt, im Alter von neun Jahren, kurz bevor Mathilde allein über die schneebedeckten Felder aus Oxford hatte fliehen müssen, und war anschließend in der Obhut seines Onkels geblieben. Er wurde fünfzehn Monate lang in Bristol unterrichtet und traf dort auf den berühmten Astronomen, Mathematiker und scholastischen Philosophen Adelard von Bath, der dem jungen Mann eine Abhandlung über das Astrolabium widmete. 1144 kehrte Heinrich zu seinem Vater zurück, vermutlich aus Sicherheitsgründen und aus politischem Pragmatismus, und unterstützte ihn darin, seine Position als Herzog der Normandie zu festigen.

Heinrich war ein merkwürdig aussehender junger Mann. In seinen Adern mischte sich das Blut seiner normannischen, angelsächsischen und angevinischen Vorfahren. Seine Stimmung konnte binnen Sekunden von etwas raubeiniger guter Laune zu erbittertem Zorn wechseln. Von seinem Vater hatte er die roten Haare, den hellen Teint und die unermüdliche Energie geerbt; von seinem Großvater mütterlicherseits sein Streben nach Dominanz und das Gespür für Chancen. Gerald von Wales, ein Autor, der die Familie Plantagenet gut kannte, hinterließ eine lebendige Beschreibung des älteren Heinrich:

Heinrich II. war ein Mann mit rötlichem, sommersprossigem Gesicht, mit einem großen runden Kopf, wild leuchtenden grauen Augen, die bei einem Wutanfall blutunterlaufen waren, mit einem hitzigen Gemüt und einer harschen, brüchigen Stimme. Der Kopf war stets leicht vorgestreckt, die Brust war breit und kastenförmig, die Arme stark und mächtig. Der Körper war stämmig mit einer ausgesprochenen Tendenz zur Fülligkeit, was eher an seiner Veranlagung als an Zügellosigkeit lag – er ging mit körperlicher Ertüchtigung dagegen an. Denn er aß und trank mäßig und zurückhaltend.

Von Kindheit an war Heinrich auffallend mutig, um nicht zu sagen waghalsig. Sein zweiter Besuch in England im Jahr 1147 galt daher auch nicht dem Studium, sondern dem Kampf. Obwohl er erst dreizehn war, hatte er eine kleine Gruppe Söldner angeheuert, die ihn über den Ärmelkanal begleitete, wo er die Truppen seiner Mutter unterstützen wollte. Die Ankunft dieses wilden Halbstarcken hatte England kurzzeitig in Angst und Schrecken versetzt: Es gab Gerüchte, dass er mit Tausenden Soldaten und unermesslichen Schätzen gekommen sei. Die Wahrheit glich eher einer Farce: Der Dreizehnjährige war kaum in der Lage, seine kleine Söldnerschar zu bezahlen, die schon wenige Wochen nach der Ankunft desertierte. («Geschwächt von Trägheit und Untätigkeit, übermannt von Not und Entbehrung verließen sie den jungen Adelsmann», wie William von Newburgh schrieb.) Trotz der anfänglichen Gerüchte reagierte Stephan eher amüsiert als eingeschüchtert: Um die peinliche Angelegenheit zu Ende zu bringen, bezahlte der König Heinrichs Söldner und schickte sie zurück in die Normandie.

Dennoch: Dass ein Dreizehnjähriger es wagte, im Alleingang in England einzufallen, zeigt (unabhängig von der dürftigen Ausführung), dass er an der Seite seines Vaters bei den Feldzügen in der Normandie so einiges gelernt hatte. Gottfried Plantagenet hatte seinen Sohn spätestens seit 1144 an der Regierung beteiligt, wie anhand seiner Urkunden ersichtlich, die von Heinrich in Angers bezeugt wurden. Heinrich erlebte mit, wie sich ein langwieriger Krieg auf die komplexe Politik Frankreichs mit ihren zahlreichen Interessengruppen auswirkte. Er wusste, dass er zum Herzog der Normandie herangezogen wurde, vielleicht wurde ihm auch angedeutet, dass er eines Tages auch Graf von Anjou sein könnte.

In jener Zeit an Gottfrieds Seite entwickelte sich Heinrich zu einem kühnen Reiter. Er verbrachte viele Stunden auf dem Pferderücken, wenn er seinen Vater durch Anjou und die Normandie begleitete. (Dadurch hatte er später O-Beine.) Die halsbrecherische Geschwindigkeit, mit der er Strecken bewältigte, wurde legendär.

Gottfried muss seinem Sohn auch viel darüber beigebracht haben, wie man in einem unsicheren Land Verträge aushandelt und Krieg führt. Die französische Politik im 12. Jahrhundert war gewalttätig, wechselhaft und rau, doch Gottfried konnte die Gegebenheiten geschickt für seine Zwecke

nutzen. Das Land war in lose Territorien aufgeteilt, deren Grenzen sich immer wieder verschoben. Sie waren kaum einer zentralen Autorität verpflichtet und wurden von Adligen beherrscht, die wenig mehr als Kriegsherren waren.

Während Heinrich seinen Vater dabei beobachtete, wie er hartnäckig seine Eroberung der Normandie fortsetzte, lernte er, dass politisches Überleben davon abhängt, Machtverlagerungen vorzubeugen, die fragilen Beziehungen zwischen Freund und Feind auszubalancieren und sich zur richtigen Zeit die richtigen Verbündeten zu suchen, um territoriale Ziele umzusetzen. Auf einem derart tückischen Terrain überlebte nur, wer besonders gewitzt und verschlagen war.

Beim Ringen um Lehen und Territorien hatte Heinrich einen großen Vorteil. Er war der Sohn einer Kaiserin mit Anspruch auf den englischen Thron. In Frankreich gab es viele mächtige Herzöge und Grafen, aber nur zwei Könige: den König von England und den König von Frankreich. Wer sich als bedeutender Machtfaktor auf dem Kontinent durchsetzen wollte, musste dem neuen französischen König Ludwig VII. die Stirn bieten, der 1137 den Thron bestiegen hatte.

Heinrich wusste, dass er mehr sein musste als nur ein weiterer mächtiger Graf oder Herzog. Er war «Heinrich, Sohn der Tochter von König Heinrich [I.] und rechtmäßiger Erbe von England und der Normandie».

Als der junge Heinrich 1149 in England eintraf, bestand seine wichtigste Aufgabe darin, sich als glaubwürdiger Nachfolger im Kampf um die englische Krone zu präsentieren. Es war zwar schön und gut, dass er königliches Blut hatte, doch er benötigte auch die Anerkennung des Adels. Nun zahlten sich die langen Tage im Sattel aus: Heinrich ritt weit nach Norden, um von seinem Onkel, König David von Schottland, in den Ritterstand erhoben zu werden.

Seine Schwertleite fand am Pfingstsonntag 1149 in Carlisle statt. Nachdem er nun den Schwertgürtel des Ritters trug, wollte Heinrich beweisen, dass er auch über den entsprechenden kriegerischen Mut verfügte. Auf dem Rückweg nach Süden versuchte er es mit einem Angriff auf York, allerdings hatte er keinen Erfolg und musste fliehen. Auf dem Rückzug Richtung Ärmelkanal setzten ihm immer wieder Stephans Soldaten zu. Der Sechzehnjährige schaffte es in den Südwesten, konnte einen Angriff

von Stephans Sohn Eustach auf Devizes unterbinden und eilte dann zurück in die Normandie. Seine Mission war vielleicht nicht sonderlich erfolgreich gewesen, doch zumindest hatte er wichtige Verbündete gewonnen und Eindruck hinterlassen.

Im September starb Gottfried Plantagenet mit gerade einmal neununddreißig Jahren. Laut Jean de Marmoutier befand er sich auf dem Rückweg von einer Ratssitzung am Königshof, als er plötzlich «bei Château-du-Loir schwer an einem Fieber erkrankte. [Er] brach auf seiner Bettstatt zusammen. Mit Blick auf die Zukunft seines Landes und seines Volkes und mit der Gabe der Prophezeiung verbot er seinem Erben Heinrich, die Sitten der Normandie oder Englands in seinem eigenen Land [Anjou] einzuführen, ebenso wenig sollte es umgekehrt sein.» Der Chronist erklärt weiter: «Nachdem der Tod eines so hohen Fürsten von einem Kometen angekündigt worden war, kehrte sein Körper von der Erde zurück in den Himmel.»

Es war das abrupte Ende eines ereignisreichen Lebens. Mit Gottfrieds Tod ruhte das Schicksal des Hauses Anjou allein auf den Schultern seines ältesten Sohnes. Der achtzehnjährige Heinrich war zwar bereits Herzog der Normandie, hatte aber noch einen weiten Weg vor sich, wenn er die Ambitionen seiner Eltern umsetzen wollte. Es würde ein harter Kampf werden, doch der Lohn, der ihm winkte, war fast mehr, als man sich vorstellen konnte.

Eine skandalumwitterte Ehefrau

Am 18. Mai 1152 heiratete Heinrich, der Herzog der Normandie, in der Kathedrale von Poitiers Eleonore, die Herzogin von Aquitanien. Die eilig und unter strenger Geheimhaltung anberaumte Zeremonie wurde so schnell wie möglich vollzogen. Wie sein Vater heiratete Heinrich eine ältere Frau. Eleonore war achtundzwanzig Jahre alt, Heinrich war gerade erst neunzehn geworden. Er war ein ruheloser junger Soldat, der sich nicht besonders um adligen Prunk kümmerte. Seine Braut war unglaublich glamourös und in der gesamten Christenheit bekannt für ihre unkonventionelle Schönheit, ihre Freimütigkeit und ihren politischen Eigensinn. Doch vor allem war sie noch zwei Monate vor der Hochzeit Königin von Frankreich gewesen: Sie war die Frau Ludwigs VII., Mutter zweier französischer Prinzessinnen und als Herzogin von Aquitanien Herrin über ein wichtiges Territorium, das die Ländereien der französischen Krone hervorragend ergänzte, immerhin erstreckte sich Aquitanien von den Grenzen der Grafschaft Anjou bis zu den Pyrenäen. Ihre Ehe mit Ludwig war aufgrund ihrer zu engen Verwandtschaft annulliert worden, nachdem Eleonore dem König zwei Töchter, aber keinen Sohn geboren hatte.

Heinrichs Hochzeit mit Eleonore von Aquitanien war einer der größten Coups seines Lebens. Für einen ehrgeizigen jungen Akteur in der europäischen Politik konnte es keine wertvollere Braut geben. Eleonore brachte Vermögen, Macht und ausgedehnte Gebiete mit in die Ehe. Sie war eine erfahrene Herrscherin und eigenständige Politikerin. Dass sie kurz zuvor von Ludwig VII. ausgemustert worden war, erhöhte ihren Wert sogar noch zusätzlich, vor allem für einen Herzog der Normandie, der sich als bedeutender französischer Adliger etablieren wollte.

Eleonore konnte bereits auf eine außergewöhnliche Lebensgeschichte zurückblicken. Sie wurde 1124 als älteste Tochter Wilhelms X. geboren, des Herzogs von Aquitanien und Grafen von Poitou, ein Förderer der

Künste und begeisterter Kriegsherr, der mal mit den Päpsten stritt, mal ein eifriger Unterstützer der kirchlichen Autorität war. Die Liebe zur Poesie und die Frömmigkeit waren typisch für die Herzöge von Aquitanien. Eleonores Großvater war Wilhelm IX., der geistreiche «Troubadour-Herzog» und vielleicht größte Dichter und Minnesänger seiner Zeit. Er verfasste Verse in der *langue d'oc*, der Sprache Okzitaniens, in denen er Verführung, Heldentum und das höfische Leben besang, feste Bestandteile der südfranzösischen Kultur. So prägte er maßgeblich den Ruf des Hauses Aquitanien.

Wilhelm IX. war 1126 gestorben, kurz nach der Geburt seiner Enkelin. Elf Jahre später, 1137, starb auch Eleonores Vater Wilhelm X. auf einer Pilgerreise nach Compostela. Durch seinen plötzlichen Tod war die erst dreizehnjährige Eleonore einzige Erbin eines der größten Besitztümer in Europa und damit eine verletzte Waise, die dringend beschützt werden musste.

Aquitanien war ein ausgedehntes und lose regiertes Gebiet, das mehr als ein Viertel des Territoriums des mittelalterlichen Frankreichs umfasste. Zu Aquitanien gehörten die Gascogne, die Städte Bordeaux und Bayonne, die Grafschaften Saintonge, Angoulême, Périgord, Limousin, Auvergne und La Manche. Der Einfluss der Herzöge von Aquitanien erstreckte sich nach Norden bis in die Grafschaft Poitou und nach Süden bis auf die Iberische Halbinsel, wo sie Verbindungen zu Navarra und Barcelona unterhielten. Aquitanien war ein warmes, fruchtbares Land, dessen Hafenstädte an der Atlantikküste wichtige Umschlagplätze für Wein und Salz waren. Sogar der Tourismus warf bedeutende Erträge ab, die Herzöge kontrollierten die Pilgerwege nach Compostela, die an den Pässen über die Pyrenäen zusammenliefen. Wer das Herzogtum kontrollierte, verfügte über eine Quelle des Wohlstands, der Macht und des kulturellen Einflusses.

Doch diese Kontrolle war hart umkämpft. Die Herrscher Aquitaniens saßen selten fest im Sattel. In ihrer Macht und Autorität waren sie auf ein buntes Sammelsurium aus unbequemen und rebellischen Adligen angewiesen, deren Lehnstreue gegenüber dem Herzog eher symbolisch war. Ein dreizehnjähriges Mädchen konnte unmöglich über ein solches Gebiet herrschen; darin waren sich alle einig. König Ludwig VI. von Frankreich

zögerte nicht lange und verheiratete Eleonore drei Monate nach dem Tod ihres Vaters in der Kathedrale von Bordeaux mit dem siebzehnjährigen Prinzen Ludwig. Durch den Bund mit dem Erben der französischen Krone wurde Aquitanien dem Schutz des Pariser Königshofs unterstellt. Doch nur wenige Tage nach der Hochzeit starb Eleonores neuer Schwiegervater. Die junge Eleonore wurde Königin von Frankreich.

Die Hoheit aus dem Süden wirkte am kalten, von klösterlicher Askese geprägten Hof von Paris von Anfang an fehl am Platz. Der Unterschied zwischen der Kultur der Île de France im Pariser Becken und dem großen Herzogtum Aquitanien im Süden war enorm. Nicht einmal die Sprache war dieselbe – die *langue d'oïl* des Nordens war eine ganz andere als die *langue d'oc*, die Eleonore und ihr umfangreiches Gefolge sprachen. Eleonore war ein Kind des Südens, lebhaft und weltlichen Freuden zugewandt, was ihren frischgebackenen Ehemann zugleich bezauberte und erschreckte. Während Ludwig VII. einen asketischen, frommen Lebenswandel pflegte, genoss Eleonore ihren Status als Königin. Sie und ihr Gefolge hegten eine Vorliebe für extravagante Kleidung und ein entsprechendes Benehmen. Ludwig VII. trug gern eine Kutte und hielt sich an die Ess- und Fastengewohnheiten der Mönche. Laut William von Newburgh beklagte sich Eleonore in späteren Jahren, sie habe «keinen König, sondern einen Mönch» geheiratet.

Die Ehe funktionierte von Anfang an nicht, in persönlicher wie in politischer Hinsicht. Eleonore war in der Lage, wie es der berühmte französische Abt Bernhard von Clairvaux formulierte, «eine bestimmte politische Haltung entschlossen zu vertreten». Sie drängte Ludwig zu mehreren unklugen Unternehmungen, etwa einem erbitterten Krieg zwischen der französischen Krone und dem Grafen der Champagne, der durch eine unüberlegte Liebelei zwischen Eleonores jüngerer Schwester Petronilla und dem Grafen von Vermandois provoziert worden war. Schon bald galt Eleonore in Frankreich als Frau, die Skandale und politisches Chaos verursacht. In den 1140er-Jahren eilte ihr dieser Ruf bereits voraus. Als Eleonore Ludwig auf den Zweiten Kreuzzug 1147 begleitete, kursierten über fast jeden Aspekt ihrer Beteiligung wilde Gerüchte. Ihr wurde (fälschlicherweise) die Schuld an verheerenden Hinterhalten gegeben, in die die Kreuzfahrer gerieten, oder man sagte ihr (ebenfalls zu Unrecht)

nach, sie teile das Bett mit ihrem Onkel Raymond von Toulouse, dem Herrscher von Antiochia. Spätere Chronisten verbreiteten sogar das Gerücht, sie habe eine Affäre mit dem großen islamischen Herrscher Saladin gehabt und versucht, mit ihm auf einem Schiff zu fliehen – womit man Saladin vielleicht etwas zu viel der Ehre erwies, immerhin war er zur Zeit des Zweiten Kreuzzugs erst zehn Jahre alt. Auf dem Heimweg aus dem Heiligen Land machten Ludwig und Eleonore in Tusculum bei Papst Eugen III. Halt. Er erteilte ihnen Ratschläge für ihre Ehe und bot ihnen ein Bett an, wo sie sich versöhnen sollten, drapiert mit seinen eigenen kostbaren Vorhängen.

Es funktionierte nicht. Zwar schenkte Eleonore Ludwig zwei Kinder – die 1145 geborene Marie, Gräfin der Champagne, und Alix, Gräfin von Blois, die 1150 zur Welt kam –, doch Anfang der 1150er-Jahre war klar, dass die Ehe zwischen Eleonore und Ludwig nicht mehr zu retten war. Vielleicht wäre sie fortgesetzt worden, wenn Eleonore einen männlichen Erben geboren hätte. Aber das tat sie nicht. Nach dem Weihnachtsfest 1151/52, zu dem sich der Hof in Limoges versammelte, das tief in Eleonores Territorium lag, war es ein offenes Geheimnis, dass die Ehe des französischen Königs wie schon so viele andere Ehen der Kapetinger seit Philipp I. nicht von Dauer sein würde. Am 21. März 1152 erklärte ein Konzil französischer Bischöfe, dass Ludwig und Eleonore zu eng miteinander verwandt seien und ihre Ehe folglich gar nicht erlaubt sei. Die Verbindung wurde annulliert. Eleonore erhielt das Herzogtum Aquitanien zurück, und Ludwig konnte wieder heiraten. Eine andere Königin sollte nun die ersehnten königlichen Erben liefern. Man kann sich gut vorstellen, dass Eleonore sehr erleichtert war.

Diese Erleichterung ging jedoch mit dem Wissen einher, dass sie im Alter von achtundzwanzig Jahren genauso verwundbar war wie an dem Tag, als ihr Vater gestorben war. Sie war wieder die unverheiratete Herzogin von Aquitanien, eine sehr begehrte Partie, und an Interessenten herrschte kein Mangel. Im März 1152 trat Eleonore eine gefährliche Reise durch das Tal der Loire an. Sie war unterwegs von Beaugency nach Poitiers, der Hauptstadt ihres Herzogtums. Sie reiste mit größtmöglicher Geschwindigkeit, denn unterwegs lauerten überall Gefahren. Die Nachricht, dass Eleonore nicht mehr Königin von Frankreich war, hatte sich

bereits verbreitet. Aus zwei Richtungen hatten sich Entführer auf den Weg gemacht, die sie verschleppen und in eine Ehe zwingen wollten. Ein Chronist aus Tours berichtet, dass sowohl Theobald V., Graf von Blois, als auch Gottfried Plantagenet der Jüngere (Heinrichs sechzehnjähriger Bruder, der zweite Sohn der Kaiserin Mathilde) planten, Eleonore aufzulauern. Wenn sie einem der beiden in die Hände fiel, würde sie vermutlich nie wieder selbst über ihr Leben und Schicksal bestimmen können.

Doch die eineinhalb Jahrzehnte, die Eleonore am französischen Königshof verbracht hatte, hatten sie so einiges über politisches Überleben gelehrt. Ihr war klar, dass eine Heirat unvermeidlich und notwendig war, doch die Eheschließung sollte zu ihren eigenen Bedingungen erfolgen. Während sie also in aller Eile nach Poitiers ritt und damit den Männern entwischte, die sie entführen wollten, dachte sie auch über den Mann nach, der am besten ihre Zukunft sichern konnte: Heinrich Plantagenet, Herzog der Normandie, Graf von Anjou, Maine und Touraine. Heinrich befand sich gerade in der Stadt Lisieux in der Nähe der normannischen Küste und bereitete einen Überfall auf England vor, wo er im Namen seiner Mutter Anspruch auf die Krone erheben wollte.

Heinrich hatte Eleonore ein Jahr zuvor kennengelernt, als er und sein Vater 1151 zu Friedensgesprächen nach Paris gereist waren. Es ist gut möglich, dass die unglückliche Königin und der ehrgeizige Plantagenet einander schon damals als potenzielle Ehepartner betrachteten. Ob es eine offizielle Vereinbarung gab, ist nicht bekannt. Wir können allenfalls vermuten, dass Eleonore einen Blick aus ihren verführerischen dunklen Augen auf den jungen Herzog der Normandie warf und einen Mann mit großen Aufstiegschancen sah; Heinrich erwiderte vielleicht ihren Blick, sah eine hinreißende Königin, ein paar Jahre älter als er, und rechnete sich Chancen aus.

Sicher ist, dass die Verbindung 1152 geschlossen wurde. Nach ihrer Ankunft in Poitiers sandte Eleonore eine Nachricht an Heinrich, in der sie ihn in aller Dringlichkeit bat, den Überfall auf England aufzugeben und stattdessen zu ihr zu kommen und sie zu heiraten. Heinrich zögerte keinen Moment und gab sofort seine Pläne auf, in König Stephans geplagtem Reich einzufallen. «Der Herzog war in der Tat so angetan von der Vornehmheit dieser Frau und strebte so sehr nach den großen Ehren, die

ihr zustanden, dass er ungeduldig auf jede Verzögerung reagierte. Mit einigen Gefährten ritt er eilig über die langen Straßen, um schon nach kurzer Zeit die Ehe zu schließen, die er sich so lange erhofft hatte», berichtete William von Newburgh.

Und so heiratete Heinrich Plantagenet Eleonore, die Herzogin von Aquitanien, ohne spektakulären Pomp am 18. Mai 1152 in der Kathedrale Notre-Dame-la-Grande in Poitiers. Die Trauung wurde schnell und diskret vollzogen, doch ihre Nachwirkungen waren enorm.

Der große Verlierer war Ludwig VII. Natürlich musste er damit rechnen, dass Eleonore wieder heiraten würde (ihr blieb ja gar nichts anderes übrig), doch er hätte von Heinrich, seinem Vasallen, und auch von Eleonore, seiner Exfrau, erwarten können, dass sie ihn um Erlaubnis baten. Dass sie es nicht taten, wurmte ihn noch lange. Anders formulierte Heinrich von Huntingdon: Heinrichs Ehe mit Eleonore sei «Grund und Ursache für großen Hass und Unfrieden zwischen dem französischen König und dem Herzog» gewesen.

Eleonores Heirat mit Heinrich – anstatt mit seinem Bruder Gottfried dem Jüngeren oder mit Theobald von Blois – veränderte die politische Landkarte Frankreichs auf einen Streich. Zu Heinrichs Herrschaft über die Normandie, über Anjou, Maine und Touraine kam nun das riesige Herzogtum Aquitanien hinzu. Theoretisch kontrollierte nun ein Vasall nahezu die gesamte westliche Küste des französischen Königreichs und fast die Hälfte der Ländereien. Dass Ludwig die Annullierung seiner Ehe mit Eleonore angestrebt hatte, war in Hinblick auf die zukünftige Thronfolge eine nachvollziehbare Entscheidung. Doch dass er zuließ, dass seine Exfrau Heinrich Plantagenet ins Netz ging, war ein unverzeihlicher Fehler.

Für den französischen König kam es jedoch noch schlimmer, denn nur wenige Monate nach der eiligen Hochzeit war Eleonore schwanger, und Heinrich nahm seine Pläne zur Eroberung Englands wieder auf. Damit wurde Ludwig zum Gespött, weil er mit Eleonore keinen Erben haben konnte. Noch dazu verloren seine Töchter Marie und Alix womöglich jeden Anspruch auf Aquitanien als Mitgift. Gut möglich, dass der Erbe der Plantagenets, mit dem Eleonore schwanger war, eines Tages über die Normandie, Anjou und Aquitanien herrschen würde. Zwei Jahre später sollte auch noch die englische Krone dazukommen.

Heinrich der Eroberer

Malmesbury in Wiltshire war eine armselige kleine Stadt, die unter den Auswirkungen des Bürgerkriegs genauso schwer gelitten hatte wie jede andere Ortschaft in England. Die Mauern und die Festung der Stadt waren im Bürgerkrieg mindestens dreimal belagert, die Einwohner überfallen und ausgeplündert worden. An einem eisigen Januartag 1153 stand ein streitlustiger Heinrich Plantagenet vor der Stadt, um das wenige, was von ihr noch übrig war, dem Erdboden gleichzumachen. Er hatte eine raue und gefährliche Überfahrt über den stürmischen Ärmelkanal hinter sich. Es war die Zeit um Dreikönig, in der die Christen acht Tage lang den Besuch der Heiligen Drei Könige beim Jesuskind feierten. Doch Heinrich war nicht gekommen, um seine Ehrerbietung mit kostbaren Geschenken zu bezeugen, sondern hatte ein Invasionsheer von hundertvierzig Rittern und dreitausend Mann Fußvolk bei sich, alle bis an die Zähne bewaffnet.

Der Autor der *Gesta Stephani* beschrieb die Ereignisse folgendermaßen:

Als einige Bürger herbeieilten, um die Mauer zu verteidigen, die die Stadt umgab, befahl [Heinrich] seinen mitgebrachten Soldaten, Männern von größter Grausamkeit, die Verteidiger mit Pfeilen und Geschossen anzugreifen. Andere sollten mit aller Kraft die Mauer niederreißen.

Der Lärm muss entsetzlich gewesen sein: das Sirren der Armbrustbolzen, die Schreie der fliehenden Bewohner und das Krachen der großen Felsbrocken, die von den Belagerungsmaschinen gegen die Mauern geschleudert wurden. Ein sintflutartiger Regen und heftiger Wind peitschten auf Angreifer wie Belagerte ein; an allen klebte der Matsch. Leitern wurden an der Mauer angelegt und von Heinrichs kampflustigen Söldnern leichtfüßig erklommen. Die Bewohner der Stadt rannten in Panik zur Kirche und suchten bei den Mönchen der hiesigen Abtei Zuflucht. Die Söldner hat-

ten die Mauer mittlerweile überwunden und nahmen die Verfolgung auf. Wenn man dem Chronisten Glauben schenken kann, wurden die Mönche und Priester ermordet, die Kirche geplündert und der Altar entweiht.

König Stephan hatte mit Heinrichs Invasion gerechnet, doch der Angriff auf Malmesbury kam unerwartet. Seine Truppen hatten die aufständische Stadt Wallingford belagert, und er war davon ausgegangen, dass Heinrich dorthin marschieren und ihn in einer offenen Schlacht stellen würde. Doch Heinrich ließ sich nicht locken. Stephan war gezwungen, dem Angreifer entgegenzuziehen. Binnen weniger Tage zogen seine Truppen in einem Gewaltmarsch nach Westen. «Es war eine gewaltige Armee mit vielen Baronen, deren goldbestickte Banner glitzerten, schön und schrecklich zugleich», schrieb Heinrich von Huntingdon. «Doch Gott allein bietet Sicherheit, und er war nicht mit ihnen.» Das Wetter war schlecht, und die Männer, die mit Stephan marschierten, hatten wenig Vertrauen zu ihrem Anführer. «Die Schleusen des Himmels öffneten sich, so bitterkalte Windstöße und strömender Regen schlugen ihnen ins Gesicht, dass es den Anschein hatte, als ob Gott persönlich für den Herzog kämpfen würde. Die Soldaten des Königs konnten kaum ihre Waffen oder ihre tropfnassen Lanzen halten.»

Durchnässt und demoralisiert weigerte sich Stephans Armee zu kämpfen. Der Bürgerkrieg schleppte sich schon zu lange hin, und die Bedingungen, unter denen sie nun eine Belagerung beenden sollten, waren mehr als tückisch. Eine Schlacht versprach wenig Aussicht auf Erfolg und würde den Krieg nicht weiterbringen. Die Soldaten standen kurz vor einer Meuterei. «Der König ... zog sich unvollendeter Dinge zurück», schrieb William von Newburgh. Die Invasionsarmee hatte ihren ersten Sieg errungen.

Rückblickend bemerkte William von Newburgh, nach Malmesbury «erhoben sich die Adligen [Englands] ... nach und nach und wandten sich [Heinrich] zu, sodass der Ruhm des Herzogs aufgrund seiner wachsenden Macht und seiner glanzvollen Siege heller schien als der königliche Titel seines Gegners». Doch ganz so einfach war es nicht. Nach einer Bestandsaufnahme der Lage in England erkannte Heinrich die massive Kriegsmüdigkeit im Reich. Nicht allein durch seine Siege, sondern auch durch sein geschicktes Reagieren auf die Gegebenheiten vor Ort erreichte er weit mehr als seine Mutter.

Heinrich erkannte gleich zu Anfang, dass seine mitgebrachten Söldner Angst und Schrecken verbreiteten, anstatt Vertrauen zu wecken. In England wimmelte es bereits von angeheuerten fremden Soldaten, die beim Volk zutiefst verhasst waren. «Nicht gewillt, deren bestialisches und brutales Gebaren weiter zu ertragen, schlugen [die Barone] dem Herzog vor, er solle [seine Söldner] nach Hause schicken, bevor Gott ihre schändliche Dreistigkeit strafen und Unglück über ihn oder seine Leute bringen würde», heißt es in den *Gesta Stephani*.

Heinrich zeigte eine Flexibilität, die ihm auch in Zukunft gute Dienste leisten sollte, und hörte auf die Barone. Er schickte fünfhundert Söldner zurück in die Normandie. Die Schiffe gerieten in einen starken Sturm, in dem alle Söldner ertranken.

Anstatt das erschöpfte Land weiter mit Krieg zu überziehen, machte Heinrich den englischen Baronen und Bischöfen ein Friedensangebot. Auch mit Stephan wurden unter Vermittlung des Erzbischofs Theobald von Canterbury und des Bischofs Heinrich von Winchester Verhandlungen aufgenommen. Und so schlossen sich die Magnaten nach und nach dem jungen Herzog an.

Der wichtigste Baron, der sich auf Heinrichs Seite stellte, war Robert, der Earl of Leicester. Er und sein Zwillingsbruder Waleran gehörten zur Elite des anglonormannischen Adels, die Stephan viele Jahre lang treu verbunden war. Der Earl of Leicester war ein mächtiger Grundherr in den Midlands, wodurch Heinrich einen bedeutenden territorialen Vorteil im Herzen Englands gewann. Doch Robert brachte auch wichtige persönliche Qualitäten und seine Erfahrung in Heinrichs Gefolge ein und sollte sich für den Rest seines Lebens als einer der vertrauenswürdigsten und zuverlässigsten Getreuen erweisen. Er verkörperte genau den Adligentypus, den Heinrich anzog und benötigte: Leicester war Ende vierzig, belesen und gebildet. Er war zusammen mit Wilhelm Aetheling erzogen worden, und als Kinder waren er und Waleran die Lieblinge an den europäischen Höfen, wo die altklugen Knaben zur Schau mit Kardinälen debattierten. Die Zwillinge waren Heinrich I. und Stephan treu verbunden gewesen, doch da Stephan es nicht schaffte, ihre Ländereien in der Normandie zu sichern, war ihre politische Unterstützung nach und nach geschwunden.

Robert, Earl of Leicester, war ein typisches Beispiel für die komplizierte Lage, in der sich viele Angehörige des anglonormannischen Adels befanden: Sie waren hin und her gerissen zwischen den Gütern in der Normandie, für die der dortige Herzog aus dem Haus Plantagenet garantierte, und ihrem Besitz in England, der theoretisch von Stephan geschützt wurde. Heinrich musste nun nicht nur Leicester, sondern auch den anderen Adligen beweisen, dass er ihren Besitz in England ebenso gut schützen konnte wie den in der Normandie. Schließlich war das der grundlegende Sinn und Zweck des Königtums.

Und so verbrachte Heinrich das Frühjahr 1153 nicht mit Kampfhandlungen, sondern mit einem Werbefeldzug. Nach einem Besuch in Bristol und Gloucester – dem Kerngebiet der Anhänger Mathildes – reiste er in die unruhigen Midlands. Dort herrschte dank eines Flickwerks einzelner Verträge zwischen den Magnaten ein brüchiger Friede. Die Zustände in den Midlands waren das beste Beispiel für Stephans Versäumnisse. Die königliche Autorität, die eigentlich für Recht und Ordnung sorgen sollte, existierte praktisch nicht mehr.

Das wichtigste Argument für Heinrich waren nicht seine kriegerischen Erfolge, sondern die Aussicht auf eine gerechte und solide Herrschaft. Anstatt das Land zu verwüsten, hielt er überall Hof und lud die Adligen und Kirchenleute ein, im Frieden zu ihm zu kommen. Anstatt Felder niederzubrennen, stellte er Urkunden aus, die den Besitz und die Rechte der Magnaten garantierten – nicht nur in England, sondern auch in der Normandie. Er zeigte, dass er bereit war, sich an das gängige Recht zu halten, indem er versicherte, dass seine Vergabe englischer Güter noch einer rechtskräftigen Bestätigung bedurfte. Bei seiner Rundreise durch England, die immer mehr einem Triumphzug glich, präsentierte er sich auf Schritt und Tritt als eine glaubwürdige Alternative zu Stephan. Entsprechend schnell wuchs die Zahl seiner Unterstützer.

Eine Auseinandersetzung auf dem Schlachtfeld konnte jedoch nicht ganz vermieden werden. Im Juli 1153 traf Heinrich bei Wallingford auf Stephan. Die Stadt lag in einem langgestreckten Bogen der Themse südöstlich von Oxford und gefährlich nahe an Westminster und London. Stephan belagerte die Burg, die zu Heinrich hielt. Zusätzlich gab es noch mehrere kleinere Festungen des Königs und Gräben, die eine Art Vertei-

digungswall bildeten. Heinrich kam mit einer Armee, um die Belagerung zu beenden, aber auch mit der Ahnung, dass der Krieg bald ein Ende finden würde.

Stephan wartete zunächst ab. Anfang August rückte er mit einer starken Armee an, um sich dem Herzog in der Schlacht zu stellen. Doch wie schon in Malmesbury weigerten sich die Männer zu kämpfen. In den *Gesta Stephani* wird berichtet: «Die führenden Männer auf beiden Seiten ... schreckten vor einem Konflikt zurück, der unter Landsleuten ausgefochten wurde und noch dazu drohte, das gesamte Königreich in den Abgrund zu stürzen.» Es war nicht Stephans Herrschaft an sich, von der die Männer genug hatten. Sie hatten einfach genug vom Bürgerkrieg. «Die Barone, diese Verräter Englands ... waren nicht bereit, in die Schlacht zu ziehen, weil sie weder die eine noch die andere Seite als Sieger sehen wollten», schreibt Heinrich von Huntingdon. Doch diese «Verräter Englands» waren Männer, die seit beinahe zwei Jahrzehnten im Bürgerkrieg gekämpft und erkannt hatten, dass der Sieg egal welcher Partei zur Beschlagnahme zahlreicher Güter und Ländereien führen und die Gräben zwischen beiden Seiten nur weiter vertiefen würde. Die Zeit war reif für einen Waffenstillstand. Heinrich und Stephan erklärten sich zu Verhandlungen bereit. «Der König und der Herzog berieten sich allein, über einen kleinen Bach hinweg, über das Zustandekommen eines dauerhaften Friedens», berichtet Huntingdon. «Der Friedensvertrag nahm hier seinen Anfang, geschlossen wurde er jedoch erst nach einem weiteren Zwischenfall.» Beiden Seiten erschienen die Bedingungen für einen Frieden zunehmend offensichtlich: Stephan musste Heinrich Plantagenet als seinen legalen Thronerben anerkennen und damit einen Prozess in Gang setzen, durch den die tiefen Wunden heilen konnten, die der Krieg ihrer Familien geschlagen hatte. Doch es gab noch ein wesentliches Hindernis.

König Stephans ältester Sohn Eustach IV., Graf von Boulogne, war 1153 dreiundzwanzig Jahre alt. Er war bereits ein Veteran im langen Kampf zwischen seinem Vater und den Plantagenets. Er kannte seit seiner Kindheit nichts anderes als Spaltung und Krieg. Stets war ihm gesagt worden, er werde später einmal König und müsse für seine Krone kämpfen. Und Eustach hatte es sich zur Aufgabe gemacht, dass die Einschätzung des

normannischen Chronisten Robert von Torigni, «fast alle Normannen dachten, Herzog Heinrich werde schon bald all seine Besitztümer verlieren», sich so schnell wie möglich bewahrheitete. Zu diesem Zweck verbündete er sich mit Ludwig VII. – dessen Schwester Konstanze er geheiratet hatte – und Heinrichs eigenem Bruder, Gottfried Plantagenet dem Jüngeren, der sich um einen Teil des väterlichen Erbes betrogen sah. Gemeinsam wollten sie, wo und wann immer es ihnen möglich war, Krieg gegen den Herzog der Normandie führen. Eustach hatte bei einer Annäherung zwischen Stephan und Heinrich am meisten zu verlieren. Seine Position war ungewöhnlich schwach. Aufgrund eines Streits zwischen Stephan und Papst Eugen III. war Eustach im Jahr 1153 noch nicht zum Mitkönig ernannt und damit auch nicht zu Stephans Nachfolger gekrönt worden, obwohl das eigentlich üblich gewesen wäre. Damit war der Weg für einen Frieden geebnet, bei dem Stephan seine Söhne enterben (Eustach hatte noch einen jüngeren Bruder, Wilhelm) und Heinrich als seinen Erben einsetzen konnte. Nach Wallingford schien das immer wahrscheinlicher.

Glaubt man dem Autor der *Gesta Stephani*, war Eustach «sehr beunruhigt und verärgert, weil der Krieg seiner Meinung nach keinen richtigen Abschluss gefunden hatte». Um seinem Ärger und Frust Luft zu machen, marschierte er mit seinen Männern Richtung Osten nach Bury Saint Edmunds und stürzte sich in eine Runde sinnloser Plünderungen und Brandschatzungen.

Doch Eustach hatte Pech, Gott – oder vielleicht der heilige Edmund – war zur Stelle, um seine schändlichen Taten zu bestrafen: Kurz nach seinen hemmungslosen Gewalttaten und Plünderungen wurde Eustach schwer krank und starb Anfang August 1153 mit nur dreiundzwanzig Jahren. Die Ursache, so glaubte man, war entweder verdorbenes Essen oder der schiere Kummer. Zyniker würden vielleicht an Gift denken.

Eustachs Tod brach Stephan, der nur ein Jahr zuvor seine geliebte Ehefrau Matilda verloren hatte, das Herz. Andererseits war Eustachs Tod eine schicksalhafte Fügung, denn er öffnete den Weg für Verhandlungen, die es Herzog Heinrich ermöglichten, Eustachs Platz einzunehmen. Man einigte sich auf eine Art Adoption, mit der die Krone an das Haus Plantagenet übergehen und der Krieg ein für alle Mal beendet werden konnte.

Stephans zweiter Sohn Wilhelm war offensichtlich nachgiebiger als sein verstorbener älterer Bruder und wurde für seinen Verzicht auf den Thron mit umfangreichen Ländereien abgefunden.

Die Gespräche zwischen den beiden Parteien unter Leitung des Erzbischofs Theobald von Canterbury und König Stephans Bruder, des Bischofs von Winchester, zogen sich vom August bis in den Herbst. Im November 1153 wurde bei einer Adelsversammlung in Winchester ein förmlicher Waffenstillstand geschlossen. Stephan adoptierte Heinrich offiziell als seinen Sohn und Erben. «Welch unermessliche Freude! Was für ein gesegneter Tag!», jubelte Heinrich von Huntingdon. «Der König empfing den jungen Prinzen persönlich in Winchester mit einer prächtigen Prozession der Bischöfe und Adligen, unjubelt von der Menge.» England konnte seit 1135 nun endlich wieder auf Frieden und Wohlstand unter einer einzigen, geeinten und universalen Königsherrschaft hoffen.

Der Frieden wurde an einem überaus symbolträchtigen Ort und mit einer entsprechenden Zeremonie besiegelt. Winchester war für das englische Königtum von besonderer Bedeutung: In der alten Kathedrale befand sich die letzte Ruhestätte des heiligen Swithun, eines angelsächsischen Bischofs, dem zahlreiche Wunder zugeschrieben wurden, und legendärer angelsächsischer Könige wie Eadwig, der wie Stephan in kriegerischen Zeiten geherrscht hatte. Nun versammelten sich die Großen des Landes in der eisigen Kathedrale, wo König Stephan und Herzog Heinrich zu ihnen sprachen.

Die beiden bildeten ein ganz besonderes Paar. Der einundsechzigjährige Stephan erfüllte seine Rolle mit Würde. «Ein milder Mann, sanft und gut», lautet die Beschreibung in den *Gesta Stephani*. Neben dem lausbubenhaften zwanzigjährigen Heinrich mit den verstrubbelten roten Haaren wirkte er wie ein Relikt einer scheidenden Generation. Doch er schlug sich wacker in seiner Ansprache an die versammelten Adligen und Kirchenleute. Sein ältester Sohn hätte sich vermutlich in seinem erst kürzlich ausgehobenen Grab umgedreht, wenn er seine Worte gehört hätte.

«Wisset, dass ich, König Stephan, Heinrich, den Herzog der Normandie, nach mir zu meinem Nachfolger im Königreich England und zu meinem rechtmäßigen Erben ernenne», verkündete Stephan. «Damit übergebe ich ihm und seinen Erben das Königreich England.»

Heinrich gab eine ähnliche Erklärung ab. Dann huldigte er in Gegenwart all seiner zukünftigen Adligen König Stephan, und im Gegenzug huldigte ihm Stephans jüngerer Sohn Wilhelm. Mit der Zeremonie wurde die neue Ordnung allen Anwesenden klar und deutlich vor Augen geführt. Es war öffentlich ein neues Narrativ für das Königshaus konstruiert worden. Damit hatte man das rechtliche Durcheinander einer Usurpation oder Absetzung vermieden. Mit militärischem und diplomatischem Geschick hatte Heinrich den eigentlichen Nachfolger verdrängt und die englische Krone errungen.

Anschließend wurde prunkvoll gefeiert. Stephan zog mit seinem frisch adoptierten Sohn in die alte Hauptstadt ein. «Der erlauchte junge Mann wurde in der Stadt Winchester glanzvoll empfangen, angeführt vom König, mit einer prächtigen Prozession von Bischöfen und berühmten Männern», schrieb Wilhelm von Newburgh. «Dann nahm der König den Herzog mit nach London, wo er voller Freude von einer unermesslichen Menge gemeinen Volkes empfangen wurde, mit prunkvollen Prozessionen.» Der Waffenstillstand von Winchester wurde offiziell besiegelt und beurkundet. «Friede dämmerte herauf im darniederliegenden Reich», berichtete Heinrich von Huntingdon, «und setzte der schlimmen Nacht ein Ende.»

Für die Übergangszeit zwischen Heinrichs Annahme als Erbe und Stephans Tod erklärte sich der alte König bereit, auf die Ratschläge des zukünftigen Königs zu hören. Gemeinsam nahmen sie den langwierigen Prozess in Angriff, das gespaltene Königreich zu einen. Sie standen vor drei wichtigen Aufgaben: Sie mussten den Gewalttaten und Plünderungen ein Ende setzen, die Banden fremder Söldner vertreiben, die im Land ihr Unwesen trieben, und die Festungen schleifen, die seit Stephans Thronbesteigung überall gebaut worden waren.

Zudem gab es immer noch unzufriedene Splittergruppen, die einem Friedensprozess nichts abgewinnen konnten. Bei einer Versammlung im März 1154 in Canterbury erfuhr Heinrich, dass ihm eine Verschwörung flämischer Söldner nach dem Leben trachtete. Angeblich wusste auch Stephans Sohn Wilhelm davon. Heinrich hielt die Lage in England für soweit stabil, dass seine ständige Anwesenheit nicht mehr erforderlich war. Da ihm nun auch noch Gefahr drohte, schien eine Abreise gerechtfertigt.

tigt und er kehrte in die Normandie zurück. Während Stephan nach Nordengland weiterreiste und seine Amtsträger dort mit der Verteilung neuer Münzen auf Trab hielt, machte sich Heinrich über Rochester und London auf den Weg zum Ärmelkanal und verließ England im März.

Ende Oktober 1154 befand sich Heinrich zusammen mit Ludwig VII. gerade auf einem Kriegszug gegen rebellische Vasallen in der Grenzregion zwischen der Normandie und Frankreich, im sogenannten Vexin, als ihn die Nachricht von Stephans Tod erreichte. Der Chronist Gervasius von Canterbury berichtet, Stephan habe sich am 25. Oktober 1154 mit dem Grafen von Flandern getroffen und sei anschließend erkrankt. «Der König verspürte plötzlich einen heftigen Schmerz in den Eingeweiden, begleitet von einem Blutsturz (wie er ihn schon einmal gehabt hatte)», schrieb Gervasius. «Er begab sich zu Bett [in der Priorei von Dover] und starb kurz darauf.» Stephan wurde im cluniazensischen Kloster in Faversham in Kent beigesetzt, neben seinem unbeherrschten Sohn Eustach und seiner Frau, der Königin Matilda, auf deren kluge Ratschläge er sich immer gestützt hatte.

Stephan starb als gebrochener Mann. Die Königswürde und das königliche Zeremoniell hatten ihm stets viel bedeutet. Es machte ihm daher sehr zu schaffen, dass er nicht in der Lage gewesen war, einen seiner Söhne zu seinem Nachfolger wählen und krönen zu lassen. Dazu kam noch die Demütigung, dass die englischen Adligen ihm nach Heinrichs Ankunft ihre Unterstützung und Loyalität entzogen, obwohl sie ihm die Treue geschworen hatten. Stephans Herrschaft mag ein Misserfolg gewesen sein, doch der von ihm geschlossene Friede war ein anhaltender Erfolg, er war gut ausgehandelt worden und genoss die Unterstützung der großen Magnaten. Heinrich und Stephan hatten einen Weg gefunden, um den ersten friedlichen Machtwechsel seit fast siebzig Jahren zu gewährleisten. Als Heinrich im Dezember 1154 nach England zurückkehrte, konnte er seinen Anspruch auf die Krone ganz entspannt geltend machen, denn er wusste, dass er von der politischen Gemeinschaft als König gewollt und akzeptiert war. Seine Frau Eleonore begleitete ihn, sie hatte im August 1153 einen Sohn namens Wilhelm geboren und war nun wieder schwanger. Die Thronfolge schien damit gesichert. Heinrich versprach Stabilität und eine einzige, universale königliche Autorität, die in den vergangenen neun-

zehn Jahren schmerzlich vermisst worden war. Darüber hinaus hatte er sich bereits beweisen können. Der Chronist und Bischof Heinrich von Huntingdon wollte sich mit seiner Anrufung des künftigen Königs zweifellos beim neuen König einschmeicheln, doch man spürt auch echte Hoffnung:

England, lange erstarrt in tödlicher Kälte, nun wird dir warm, wiederbelebt von den Strahlen einer neuen Sonne. Das gesenkte Haupt des Landes hebt sich, und wenn die Tränen des Kummers weggewischt sind, weint ihr vor Freude ... Unter Tränen spricht ihr die Worte zu eurem Ziehkind: «Du bist der Geist, ich bin das Fleisch: Mit deinem Eintreten bin ich ins Leben zurückgekehrt.»

ZWEITER TEIL

Das Zeitalter des Reichs

1154–1204



Ein König, der kämpft, um sein Recht zu verteidigen,
Hat einen höheren Anspruch auf sein Erbe.
Kampfgeist und Großmut ermöglichen es einem König,
Ruhm und Land zu erwerben.

Bertran de Born

Geburten und Wiedergeburt

König Heinrich II. wurde am 19. Dezember 1154 in der Westminster Abbey gekrönt, mit der hochschwangeren Königin Eleonore an seiner Seite. Angesichts ihrer zahlreichen Schwangerschaften und Geburten kann man annehmen, dass sich Eleonore der Aufgabe verschrieben hatte, zusammen mit Heinrich eine neue königliche Dynastie zu begründen. Der betagte Erzbischof Theobald von Canterbury führte die Zeremonie in Anwesenheit der englischen Bischöfe und Magnaten durch. Heinrich war der erste Herrscher, der zum «König von England» gekrönt wurde, seine Vorgänger hatten den Titel «König der Engländer» geführt. Im ganzen Land herrschte großer Optimismus. «Überall in England rief das Volk ›lang lebe der König›», schrieb William von Newburgh. «[Alle] erhofften sich vom neuen Monarchen etwas Besseres, vor allem, als sie sahen, dass er über bemerkenswerte Besonnenheit, Beständigkeit und einen starken Gerechtigkeitsinn verfügte und sich von Anfang an als großer Fürst erwies.»

In Heinrichs Krönungsurkunde werden alle Großen des Reichs angesprochen; ihnen werden die «Zugeständnisse, Geschenke, Vorrechte und Freiheiten» garantiert, die ihnen Heinrich I. gewährt hatte. Außerdem wird versichert, dass der neue König ungute Bräuche abschaffen werde. Explizite Versprechen gab er jedoch nicht und im Gegensatz zu seinem Vorgänger Stephan berief er sich auch nicht auf die «guten Gesetze und Gebräuche», die zu Zeiten Eduards des Bekenners geherrscht hatten. Dafür erwähnt die Urkunde ausdrücklich Heinrichs Bestreben, auf die «allgemeine Wiederherstellung des gesamten Reichs» hinzuwirken.

Der neue, einundzwanzigjährige König war gebildet und bereit, sich an herrschendes Recht zu halten. Er verstand mehrere Sprachen, allerdings sprach er nur Lateinisch und die französischen Regionalsprachen. Seinen Zeitgenossen erschien er geradezu unglaublich zielstrebig, ein be-

geisterter Jäger mit der Meute und mit Greifvögeln, der mit halsbrecherischer Geschwindigkeit durch die Wälder und über die Felder seiner ausgedehnten Ländereien ritt. Gerald von Wales, der den König gut kannte, beschrieb ihn folgendermaßen:

Er war über die Maßen süchtig nach der Jagd; oft saß er schon bei Tagesanbruch im Sattel, ritt über das offene Land, durchdrang Wälder und erklimm Berghänge; so verbrachte er rastlose Tage. Am Abend nach der Heimkehr sah man ihn selten stillsitzen, weder vor noch nach dem Essen ... alle Höflinge waren erschöpft, weil er ständig stand ...

Er war sehr zugänglich, gönnerhaft, geistig wendig und scharfsinnig, an Höflichkeit tat es ihm niemand nach ... unermüdlich im Kampf ... sehr umsichtig im zivilen Leben ... Er war grimmig gegenüber jenen, die sich nicht unterwerfen wollten, aber gnädig gegenüber den Besiegten, streng zu seinen Dienern, herzlich zu Fremden, freigebig in der Öffentlichkeit, sparsam im Privaten ...

Er war ein gewissenhafter Hüter und Bewahrer des Friedens, unvergleichlich großzügig bei Almosen und ein besonderer Beschützer des Heiligen Landes; ein Freund der Bescheidenheit, ein Unterdrücker der Vornehmheit und Verächter des Stolzes.

Eine weitere berühmte Beschreibung, die aus der Feder des am Hof lebenden Walter Map stammt, nennt ganz ähnliche Eigenschaften. Heinrich sei «gesegnet mit gesunden Gliedern und einem guten Aussehen ... beleben ... zugänglich ... stets auf Reisen bewältigte er unerträgliche Etappen wie ein Kurier». Er zeigte «sehr wenig Gnade gegenüber seinem Haushalt, der ihn begleitete ... er hatte große Erfahrung mit Hunden und Greifvögeln und war ein eifriger Jäger mit der Meute». Selbst wenn man die Schmeicheleien und Phrasen berücksichtigt, die derartige Porträts kennzeichnen, wird deutlich, dass die beiden Männer, die Heinrich persönlich kannten, in ihm einen beeindruckenden, erfolgreichen und energischen Herrscher sahen.

Von klein auf führte Heinrich ein rastloses Leben. Zwar gab er viel Geld für prächtige Burgen und Paläste aus, hielt sich dort aber nie lange auf. Heinrichs reisender Hof wurde von Besuchern häufig als abstoßend erlebt: übelriechend und rattenverseucht und mit einem Wein, der so sehr nach Essig schmeckte, dass man ihn durch die Zähne ziehen musste. So lebte ein Mann, der ständig unterwegs war. Laut dem Chronisten Ralph

de Diceto bemerkte Ludwig VII. verwundert, dass Heinrich die Fähigkeit besaß, ständig und überall ohne Vorwarnung aufzutauchen – als ob er auf seinen Pferden nicht reiten, sondern fliegen würde. Er sei, wie der Biograph Herbert von Bosham im 12. Jahrhundert schrieb, «wie ein menschlicher Streitwagen, der alle hinter sich herzieht».

Seiner jungen Familie mochte der König allerdings die ständige Reiselei nicht zumuten. Nachdem sie die prunkvolle Krönungszeremonie hinter sich hatten, brauchten die Plantagenets einen dauerhaften Wohnsitz. Ihr erster Sohn Wilhelm war bei der Krönung seiner Eltern nur etwas älter als ein Jahr; der zweite Sohn Heinrich wurde am 28. Februar 1155 geboren. Sowohl die Jungen als auch Eleonore benötigten ein Heim, wenn sie in England waren. Der riesige Königspalast der Angelsachsen in Westminster war während des Bürgerkriegs schwer in Mitleidenschaft gezogen worden und nun unbewohnbar. Also zog die neue Königsfamilie 1155 in den königlichen Palast von Bermondsey am gegenüberliegenden Themseufer südlich des Stadtzentrums.

Vom Palast aus konnte Eleonore London nach Belieben besuchen. Sie fand eine geschäftige, umtriebige Stadt vor: ein Zentrum des Handels und der Unterhaltung, mit Narren und Jongleuren, Verbrechern, Schmutz, Verzweiflung und Menschlichkeit. William Fitzstephen, ein Kleriker und Biograph aus Canterbury, verfasste in den 1170er-Jahren voller Staunen eine berühmte Beschreibung der Stadt in jener Zeit:

[London] kann sich glücklich schätzen angesichts der Bekömmlichkeit seines Klimas, der Frömmigkeit seiner Christen, der Stärke seiner Befestigungen, der guten Lage, der Wohlanständigkeit seiner Bürger und der Schicklichkeit ihrer Frauen. Es zieht großes Vergnügen aus seinen Zerstreungen und bringt Männer von hervorragender Qualität hervor ... Es gibt in London und seinen Vororten außerdem dreizehn Stiftskirchen und hundertsechszwanzig untergeordnete Gemeindegemeinden ... Im Osten befindet sich die königliche Festung, von enormer Größe und Stärke, ihre Mauern und Dächer erheben sich aus den tiefsten Fundamenten – der Mörtel wurde mit Tierblut angerührt. Auf der Westseite der Stadt stehen zwei stark befestigte Burgen. Auf der Nordseite erstreckt sich kontinuierlich die Stadtmauer, hoch und breit, mit Türmen in regelmäßigen Abständen und mit sieben Zugängen mit doppelten Toren ...

Zwei Meilen von der Stadt entfernt erhebt sich in der Nähe eines dicht besie-

delten Vororts über dem Flussufer der Königspalast, ein Gebäude, das seinesgleichen sucht, mit inneren und äußeren Befestigungen ... Weiter im Norden findet man bestellte Felder, Weiden und erquickliche, ebene Wiesen, durchzogen von Bächen, an denen die Räder der Wassermühlen ein angenehmes Geräusch machen. Unweit davon erstreckt sich ein tiefer, ausgedehnter Wald, das Gehölz mit dichtem Blattwerk, in dem sich wilde Tiere verbergen – Hirsche, Rehe, Wildschweine und Auerochsen ...

Jeden Morgen gehen [die Menschen] ihren verschiedenen Geschäften nach, manche verkaufen bestimmte Waren, andere vermieten ihre eigene Arbeitskraft, jeder ist an den ihm zugewiesenen Orten mit seinen Aufgaben beschäftigt. Ich sollte auch nicht vergessen zu erwähnen, dass es in London, am Flussufer bei den Schiffen, Wein zu kaufen gibt, dort befinden sich auch die Lagerräume für den Wein und eine öffentliche Garküche. Täglich werden dort, je nach Saison, gebratene oder gekochte Speisen und Gerichte angeboten, große und kleine Fische, Fleisch – mindere Qualität für die Armen, die besseren Stücke für die Reichen – Wild und Geflügel (groß und klein) ... Wer Gefallen an Gaumengenüssen hat, kann sich Fleisch von der Gans, vom Perlhuhn oder von der Waldschnepfe besorgen – es ist ein Leichtes, alles zu finden, was man gerne hätte, denn alle Delikatessen werden vor einem ausgebreitet ... Händler aus allen Ländern unter dem Himmel bringen mit Freuden Schiffe voller Handelsgüter in die Stadt ...

London war eine geschäftige, lebendige, internationale Stadt, die bei Eleonore vermutlich Erinnerungen an Paris weckte, an die prachtvollste Stadt in Nordeuropa mit Flüssen, Palästen und weitläufigen Wiesen – Schauplatz ihrer ersten Erfahrungen als Königin. Irgendetwas an London muss ihr besonders zugesagt haben, denn während ihres ersten Aufenthalts in England schaffte Eleonore das, was sie als Königin von Frankreich nicht erreicht hatte: sie brachte in rascher Folge mehrere gesunde Kinder zur Welt. Kaum hatte sie sich von der Geburt des kleinen Heinrich erholt, war sie im September 1155 wieder schwanger: Im Juni 1156 kam ein Mädchen zur Welt, das Matilda genannt wurde – nach der Kaiserin, die so lange für das Reich der Plantagenets gekämpft hatte.

Matildas Geburt im Juni tröstete Eleonore vielleicht etwas über den Tod ihres ersten Sohnes Wilhelm hinweg, der mit gerade einmal drei Jahren starb. Er wurde ehrenvoll zu Füßen seines Urgroßvaters Heinrich I. in der Abtei von Reading beigesetzt. Der Tod des kleinen Wilhelm wird der Familie großen Kummer bereitet haben. Doch die Kindersterblichkeit

war im Mittelalter auch in Königsfamilien hoch, und die beste Absicherung dagegen war eine große Kinderschar. Ohne eine längere Pause brachte Eleonore zwei weitere Jungen zur Welt: Richard wurde im September 1157 in Oxford geboren, Gottfried fast genau ein Jahr später.

Heinrich, Matilda, Richard und Gottfried – zu Weihnachten 1158 hatten Heinrich und Eleonore vier gesunde Kinder, die jünger als vier Jahre alt waren. Drei weitere Kinder sollten bis ins Erwachsenenalter überleben: Eleonore (1162 geboren), Johanna (1165) und Johann (1167). Eine Pause von vier Jahren, in denen Heinrich sich um weit entfernt liegende Gebiete seines Reiches kümmerte und nicht bei seiner Frau war, trennt die Geschwisterschar voneinander. Während der Abwesenheit ihres Mannes übernahm Eleonore wichtige Aufgaben der königlichen Herrschaft und bei Zeremonien. Sie trat bei Ratssitzungen der Magnaten mit ihren kleinen Kindern auf und fungierte als Regentin. Wenn Eleonore mit Heinrich ins Ausland reiste – wie etwa 1156 nach Aquitanien oder an Weihnachten 1158 in die Normandie, wo sie Hof hielten – nahm sie die Kinder oft mit. Aber meistens blieb sie in England, wo sie in den Palästen von Salisbury und Winchester residierte.

Heinrich reiste dagegen regelmäßig durch sein Königreich, kümmerte sich um Herrschafts- und Verwaltungsangelegenheiten und diplomatische Belange und fand auch immer Zeit für seine große Leidenschaft, die Jagd. Auf seinen Reisen lernte Heinrich die besten Orte und Stellen für Verwaltungssitze und auch für das Waidwerk kennen. Kurz nach seiner Ankunft in England wurden die Jagdhütten von Clarendon und Woodstock zu richtigen Palästen ausgebaut, die es an Komfort mit jedem anderen in Europa aufnehmen konnten.

Doch mit keinem Palast der Welt ließ sich eine Antwort auf die drängendste Frage der 1150er-Jahre geben: Wie konnte ein neuer König die tiefen Wunden im Land heilen, die der Bürgerkrieg hinterlassen hatte? England bot Heinrich Plantagenet «die Ehre und Hochachtung des königlichen Namens», wie es der Chronist Richard von Poitiers formulierte. Doch das einst reiche Land mit seinen Häfen und Städten, der trinkfreudigen und arbeitsamen Bevölkerung und seiner uralten Geschichte steckte infolge des Bürgerkriegs in einer tiefen Krise. Heinrich musste in seinem neuen Reich wieder die Autorität durchsetzen, die sein Großvater Hein-

rich I. genossen hatte. Im Grunde handelte es sich um nichts weniger als eine Neueroberung des Landes.

Das Reich lag in Trümmern. Unter Stephan waren die königlichen Einkünfte um zwei Drittel gesunken. Königliches Land, Burgen und Ämter waren großzügig vergeben worden, oft sogar auf unbegrenzte Dauer. Das königliche Grundeinkommen aus dem Krongut – eingetrieben von den Sheriffs – war erschreckend niedrig. Einige Adlige hatten das im Bürgerkrieg entstandene Machtvakuum für ihre Zwecke genutzt und herrschten nun selbst wie Könige. In manchen Gebieten war das Land praktisch unregierbar. Das Verhältnis zwischen Kirche und Krone war nach einer langwierigen Auseinandersetzung zwischen Stephan und Erzbischof Theobald schwer beschädigt, die beiden waren wegen ihrer jeweiligen Zuständigkeit aneinander geraten. In Südwales hatten sich englische Barone und walisische Fürsten jene Festungen angeeignet, die die Normannen bei ihrer Eroberung erbaut hatten. Der äußerste Norden Englands wurde praktisch vom König der Schotten regiert.

Heinrichs erste Aufgabe bestand darin, die letzten Funken der Rebellion zu ersticken. In seiner Krönungsurkunde hatte er es ganz bewusst vermieden, die Vorrechte oder Besitzvergaben zu bestätigen, die Stephan gewährt hatte, weder gegenüber dem Klerus noch den Baronen. Alles, was nach dem Tod Heinrichs I. gewährt worden war, hatte demnach keine Rechtsgültigkeit mehr – es sei denn, es wurde vom neuen König bestätigt. Heinrich ordnete die Rückgabe aller Burgen, Städte und Ländereien an die Krone an, die unter Stephan vergeben worden waren, und hob auch die Ernennungen zum Earl auf, die Stephan seinen Anhängern gewährt hatte. In vielen Fällen wurde das konfiszierte Land anschließend wieder zurückgegeben, dennoch vermittelte Heinrich damit eine klare Botschaft: Herrschaft ging allein von ihm aus, und jeder hatte seine Position und seinen Besitz dem König aus dem Haus Plantagenet zu verdanken.

Gleich nach Weihnachten 1154 setzte Heinrich ein Programm in Gang, um die rasche Schleifung illegaler Burgen und die Vertreibung ausländischer Söldner zu forcieren. Festungen mit angeheuerten Soldaten waren im 12. Jahrhundert das wichtigste Zeugnis militärischer Macht; je mehr im Reich existierten – vor allem ohne königliche Genehmigung –, desto höher waren Gewaltbereitschaft und Instabilität. Im Verlauf des Jahres

1155 wurden Hunderte Burgen geschleift. Das Poltern einstürzender Mauern und Balken ging einher mit dem hastigen Abzug der flämischen Söldner, die bei den Chronisten genauso verhasst waren wie bei der Bevölkerung.

Heinrich musste nur gegen einige wenige Magnaten direkt vorgehen. William of Aumale, der seine Position in Yorkshire so gefestigt hatte, dass der König praktisch keinen Einfluss mehr hatte, wurden Ländereien und seine Burg in Scarborough entzogen, eine Festung auf einem Felsvorsprung über der Nordsee, die den Zugang vom Meer und vom windgepeitschten Nordosten überwachte. Roger Fitzmiles, Earl of Hereford und Herr über die Welsh Marches, das Grenzgebiet zwischen England und Wales, wollte sich anfänglich nicht der königlichen Autorität beugen, wurde jedoch dank der Vermittlung seines Cousins Gilbert Foliot, des Bischofs von Hereford, dazu gebracht, seine Burgen bei Gloucester und Hereford an Heinrich abzutreten. Heinrich von Blois, der Bischof von Winchester (und Stephans Bruder), zog es dagegen vor, das Land zu verlassen, anstatt sich dem Nachfolger seines Bruders zu unterwerfen. Dabei überließ er Heinrich sechs Burgen. Der einzige Magnat, gegen den Heinrich mit Waffengewalt vorgehen musste, war Hugh de Mortimer, Herr der Burg Wigmore, der nicht auf drei Burgen in den Midlands verzichten wollte und Heinrich dadurch zwang, im späten Frühjahr mit einer Armee gegen ihn zu marschieren. Doch selbst Hugh durfte seine Ländereien behalten, nachdem er sich Heinrich offiziell unterworfen hatte.

Heinrichs entschlossene Aufräumaktion stand im Geist der Versöhnung, nicht der Rache. Sie war nicht zuletzt aufgrund seiner früheren diplomatischen Bemühungen erfolgreich, als er die Bedingungen des Friedens von Westminster ausgehandelt und umgesetzt hatte. Dass es weder starken Widerstand gegen Heinrich noch einen ernsthaften Rivalen gab, ist ein Beleg für den großen Anklang, den seine starke, geeinte Herrschaft fand. Er gebrauchte das Schwert und die Waage der Justitia wie ein König. Diese rasche Aussöhnung war allerdings auch notwendig, denn England war nur ein Teil des ausgedehnten Herrschaftsgebiets der Plantagenets.

1156 musste Heinrich England verlassen und sich um einen Aufstand in der Grafschaft Anjou kümmern, den sein jüngerer Bruder Gottfried anführte. Der aufmüpfige junge Plantagenet war der Meinung, dass er

gemäß dem Testament des Vaters als zweiter Sohn nun, nachdem Heinrich König von England geworden war, die Grafschaften Anjou, Maine und Touraine erhalten sollte. Gut möglich, dass der ältere Gottfried Plantagenet das tatsächlich so vorgesehen hatte. Es gab für diese Situation keinen Präzedenzfall; noch nie zuvor hatte ein einziger Mann über England, die Normandie und Anjou geherrscht.

Doch Heinrich hatte nicht die Absicht, die Kerngebiete der Plantagenets an seinen aufrührerischen jüngeren Bruder abzutreten. Gottfried hatte sich schon einmal unzuverlässig und treulos gezeigt, als er sich 1151 Ludwig VII. und Eustach angeschlossen hatte. Ihm ein Gebiet zu überlassen, das direkt zwischen Heinrichs Herzogtum Normandie und Eleonores Herzogtum Aquitanien lag, forderte späteren Ärger geradezu heraus. Außerdem hatte Heinrich den Ehrgeiz, sein aus mehreren Territorien zusammengesetztes Reich allein und direkt zu regieren.

Doch Gottfried musste irgendwie besänftigt werden. Wie ernst der Streit war, erkennt man daran, dass am 2. Februar 1156 unter dem Vorsitz der Kaiserin Mathilde ein Familienrat in Rouen abgehalten wurde. Mathilde lebte seit fast einem Jahrzehnt zurückgezogen in der Hauptstadt der Normandie und war nicht einmal zu Heinrichs Krönung nach England zurückgekehrt. Dennoch war sie eine enge Vertraute ihres Sohnes, erteilte ihm regelmäßig Ratschläge und lehrte ihn, wenn man dem Chronisten Walter Map glauben darf, «die Angelegenheiten eines jeden zu kontrollieren ... nie jemandem etwas auf Empfehlung eines anderen anzuvertrauen, es sei denn, er hätte es selbst gesehen oder davon erfahren». Unter dem Vorsitz seiner Mutter traf sich Heinrich mit Gottfried, seinem jüngsten Bruder Wilhelm und seiner Tante Sybille, der Gräfin von Flandern. Ende Januar hatte Heinrich Ludwig VII. für die Normandie, für Anjou und Aquitanien gehuldigt, um seinen Bruder diplomatisch zu isolieren. Außerdem hatte er eine Gesandtschaft zum neu gewählten Papst Hadrian IV. geschickt und darum gebeten, von dem Eid, den letzten Willen seines Vaters umzusetzen, entbunden zu werden. Er wollte um jeden Preis an Anjou festhalten.

Die Friedensbemühungen der Mutter brachten nichts, wie vorauszu sehen war. Schon bald nach der Familienkonferenz rebellierte Gottfried ganz offen. Der Streit wurde erst später im Jahr beigelegt, als die Einwoh-

ner von Nantes und der westlichen Bretagne Gottfried zu ihrem neuen Grafen wählten. Durch diese glückliche Wendung kam Gottfried zu einem einträglichen Gebiet, über das er herrschen konnte. Seine neue Position tröstete ihn darüber hinweg, dass er von seinem zum König aufgestiegenen älteren Bruder enterbt worden war.

Erfreut sprach sich Heinrich für Gottfrieds Wahl in diese strategisch nützliche Position aus. Er fand den Anspruch seines Bruders auf das Erbe der Plantagenets mit einer einzigen Grenzfestung – Loudon – und einer Leibrente ab. Ein akzeptabler Preis, um ein Zerwürfnis beizulegen, das Heinrich von wichtigeren Aufgaben ablenkte. Doch vor allem erstreckte sich das Familienunternehmen der Plantagenets durch Gottfrieds neue Position nun entlang der Loire noch weiter stromabwärts in Richtung bretonische Küste – praktisch dem einzigen Stück an der französischen Küste, das noch nicht von einem Plantagenet kontrolliert wurde. Gottfried war durch seine neue Position beschwichtigt und starb praktischerweise auch schon 1158. Der Streit zeigte jedoch, dass sich Heinrich wie einst Alexander oder Karl der Große anstrengen musste, um seine ausgedehnten Besitzungen zusammenzuhalten.

L'Espace Plantagenet

Die 1150er-Jahre waren ein glorreiches Jahrzehnt für Heinrich. Aus einer Position der relativen Bedeutungslosigkeit und allgemeinen Unsicherheit im Jahr 1151 hatte er seine Herrschaft in alle Richtungen erweitert – ein Vorgang, der in seiner Zielstrebigkeit auch heute noch beeindruckt. 1155 erteilte ihm Papst Hadrian IV. (der einzige Papst englischer Herkunft) mit der päpstlichen Bulle *Laudabiliter* die Erlaubnis, seine Herrschaft auf Irland auszudehnen, wobei er Heinrich ermahnte, die irische Kirche zu reformieren. Heinrich handelte nicht sofort, doch die Stoßrichtung war damit vorgegeben. 1157 ließ er sich von Malcolm IV. von Schottland in der Burg Peveril huldigen und gewann dadurch die nördlichen Grafschaften Englands zurück, die im Bürgerkrieg usurpiert worden waren. Im Austausch dafür wurde Malcolm zum Earl of Huntingdon ernannt, ein Titel, der traditionell den schottischen Königen zustand. Im gleichen Jahr marschierte Heinrich mit einer Armee nach Wales, um die Vorrangstellung zurückzuerlangen, die seine normannischen Vorfahren dort innegehabt hatten. Bei Ewloe Wood in der Nähe von Flint wäre er beinahe getötet worden, als er auf einem seiner ausgedehnten Feldzüge in einen Hinterhalt geriet. Wie seine Vorgänger musste Heinrich feststellen, dass die kriegerischen Waliser Meister der Guerilla-Taktik waren und sich erbittert zur Wehr setzten. Allerdings konnte er die beiden großen walisischen Fürsten Owain Gwynedd und Rhys ap Gruffydd of Deheubarth dank seiner massiven militärischen Überlegenheit zwingen, sich zu unterwerfen. Dadurch hatte Heinrich 1158 freie Hand, die Grafschaft Nantes im Namen seines verstorbenen Bruders für sich zu beanspruchen und so seinen direkten Einfluss bis ins Herzogtum Bretagne auszudehnen. Im gleichen Jahr verlobte er seinen ältesten Sohn Heinrich mit Margarete, der Tochter des französischen Königs Ludwig VII. Als Mitgift sollte das Vexin, ein kleines, aber strategisch bedeutendes Gebiet in der Grenzregion zwischen der Île de France und der Normandie, bei der Eheschließung an die Plantagenets gehen.

Nach und nach und Feldzug für Feldzug bewies Heinrich all den Fürs-

ten und Königen, mit denen er aneinander geriet, dass die Plantagenets eine Macht darstellten, mit der man rechnen musste. Gegen Ende der 1150er-Jahre herrschte er bereits über ein Territorium, das größer war, als es sich seine Vorfahren jemals erträumt hätten. Doch das genügte ihm immer noch nicht.

Und so marschierte im Hochsommer 1159, in einer Jahreszeit, in der die Sonne gnadenlos auf die Berge und Täler Südfrankreichs herabbrennt, eine gigantische Armee auf die Stadt Toulouse zu. Hinter den Stadtmauern zitterten fünfunddreißigtausend Seelen vor Angst, als sie das Stampfen der Schlachtrösser, das Quietschen der Fuhrwerke und das Knirschen der monströsen Belagerungsmaschinen hörten. Auf ihrem Weg hatte die Armee eine Spur der Verwüstung hinterlassen. Cahors, Auvillars und Villemur waren geplündert und in Brand gesteckt worden. Felder waren abgebrannt und Höfe ausgeraubt worden. In der Region um Toulouse sprach man von einer neuen Geißel des Westens. «Heinrich der Zweite ... terrorisiert nicht nur die Provençalen bis zur Rhône und bis zu den Alpen», schrieb etwa der Autor und Diplomat Johannes von Salisbury, «[er] greift auch die Fürsten von Spanien und Gallien an, indem er ihre Festungen zerstört und ihre Völker unterwirft.»

Die Armee, mit der Heinrich II. im Juni 1159 durch Südfrankreich zog, war die größte, die er je aufstellen sollte. Allein in England hatte er über 9000 Pfund für Söldner ausgegeben, mehr als das gesamte königliche Einkommen des Vorjahres. Der Chronist und Dichter Stephan von Rouen schrieb, Heinrich II. sei mit «Eisen, Wurfgeschossen und Maschinen» gekommen. Beim normannischen Chronisten Robert von Torigni heißt es, seine Streitkräfte seien «aus der gesamten Normandie, in England, Aquitanien und den anderen Provinzen, die ihm unterworfen waren» zusammengezogen worden. An Heinrichs Absicht bestand kein Zweifel: Er war auf Eroberungen aus, wollte dem bisherigen Herrscher Graf Raymond V. die Grafschaft Toulouse abnehmen und sie seinem Herzogtum Aquitanien einverleiben. «Der König machte das Erbe seiner Gattin Königin Eleonore geltend», schrieb Torigni. Aber Heinrich wollte noch mehr. Er führte einen umfassenden Feldzug, um seine Rechte als Oberherr über ein enormes Gebiet zu bekräftigen, das sich von den Ausläufern Schottlands bis zu den Pyrenäen erstreckte.

Zu seiner Armee gehörten viele hohe Adlige. Heinrichs Nachbar Malcolm IV. von Schottland, mit dem er sich erst kürzlich versöhnt hatte, segelte mit einer Flottille gen Süden und schloss sich in Poitiers Heinrichs Streitkräften an. Grafen aus dem Süden, darunter Raimund Berengar IV., Graf von Barcelona, und Raimund Trencavel, Vizegraf von Béziers und Carcassonne, waren ebenfalls mit von der Partie, erfreut über die Aussicht, ihren Nachbarn unter Druck zu setzen. Und mittendrin ritt auch ein Kirchenmann mit, der den Feldzug organisiert hatte: Thomas Becket, Lordkanzler von England und Erzdiakon von Canterbury, mit Helm und Kettenhemd und einer Rüstung, die in der Sonne glänzte. Becket hatte das Kommando über eine persönliche Truppe von siebenhundert Rittern, wie es hieß. Die Zahl ist zwar aller Wahrscheinlichkeit nach eine Übertreibung; dennoch kann man davon ausgehen, dass Becket eine starke militärische Truppe ausgehoben hatte – besonders für einen Kleriker.

Die Belagerung von Toulouse dauerte von Juni bis September 1159 und bildete den Höhepunkt von Heinrichs Ambitionen in Europa während der ersten Jahre seiner Herrschaft. Heinrich viel Zeit und Mühe investiert für die Reform und Absicherung der ausgedehnten Gebiete, die er sich von 1149 bis 1154 zu eigen gemacht hatte. Doch damit wollte er sich noch lange nicht zufriedengeben. Die Belagerung von Toulouse war die logische Folge einer Politik, die er seit der Befriedung Englands verfolgte. Mit Hilfe von (mitunter gewaltigen) Armeen dehnte er sein Territorium an den Rändern seiner bereits umfangreichen Besitzungen weiter aus; offenbar wollte er nicht nur König und Herzog sein, Tatsächlich war seine Politik jedoch pragmatischer, als es zunächst scheint. Im Grunde wollte Heinrich einfach all seine Rechte in all seinen Funktionen jederzeit ausüben. Manchmal griff er dafür auf militärische Mittel zurück, manchmal auf diplomatische. Wann immer möglich, setzte er seinen Herrschaftsanspruch durch. Um sein in viele Teile zerfallendes Territorium abzurunden, führte er an dessen Rändern eben auch Kriege. Toulouse war nur eine weitere Grenzregion, in der seine Autorität infrage gestellt wurde. Ihm ging es weniger um Eroberung als um Anerkennung.

Toulouse war allerdings bekanntermaßen ein harter Brocken. Der Anspruch Eleonores auf die Grafschaft ging auf ihre Großmutter väterlicherseits zurück, auf Philippa, die in den 1090er-Jahren als Erbin übergegangen

worden war. 1141 hatte Eleonores erster Mann Ludwig VII. versucht, Toulouse auf ähnliche Weise zu erobern wie Heinrich nun 1159. Der Angriff war jedoch abgewehrt worden. Heinrich II. ließ sich davon nicht entmutigen. Er hatte einen rechtmäßigen Anspruch, die nötigen Mittel, um eine große Armee auszuheben, und dank seiner Erfolge gegen die Waliser und die Bretonen den nötigen politischen Schwung. Beide hatten sich von seinen Kapazitäten und großen Armeen einschüchtern lassen. Dass sich Heinrich nun gegen Toulouse wandte, war nur die Fortsetzung seiner bisherigen Politik in gesteigerter Form.

Zweifellos waren die gallischen und spanischen Fürsten beeindruckt von der Größe von Heinrichs Heer, wie Johannes von Salisbury berichtet. Doch sie werden sich auch skeptisch über Heinrichs Erfolgsaussichten geäußert haben. Toulouse war eine große Stadt, aber gut geschützt durch ihre Lage in einer engen Schleife der Garonne und unterteilt in drei befestigte Bereiche. Der alte, aus der Römerzeit stammende Teil lag neben einer ummauerten Ansiedlung, die deutlich später um die große, prächtige Basilika von Saint-Sernin entstanden war. Um beide Bereiche führte eine Mauer, die auch die beiden Teile voneinander trennte. Zudem lag im Süden das Château Narbonnais, eine separate Burg, in der der Herrscher der Stadt residierte. Bei einer Belagerung konnte man die Stadt nicht durch Wassermangel bezwingen, denn der Fluss lieferte einen steten Nachschub und trocknete auch im Sommer nicht aus.

Trotz aller Bemühungen von Heinrichs Invasionstruppen und trotz all des Elends, das sie über das umliegende Land und die Burgen der Region brachten, sollten die Skeptiker Recht behalten. Wie schon Ludwig VII. im Jahr 1141 war ein König mit aller Macht gegen die Verteidigungsanlagen der Stadt gestürmt und musste erfolglos wieder abziehen. Warum scheiterte ein so gewaltiges Heer an einem vergleichsweise kleinen Gegner?

Vielleicht zogen die Einwohner die relativ lasche Herrschaft der Grafen von Toulouse der dumpfen Unterwerfung vor, als deren Vorbote Heinrichs Invasionsheer erschien. Vielleicht war die Stadt aufgrund ihrer Lage und Verteidigungsanlagen wirklich uneinnehmbar. Wie auch immer, den entscheidenden Schlag erlitt Heinrichs Kampagne im Frühherbst, als überraschend Ludwig VII. vor Toulouse auftauchte.

Ludwig war unter den adligen Herrschern Frankreichs derjenige, dem Heinrich mit seinen Expansionsbestrebungen in den 1150er-Jahren die meisten Probleme bereitete. Der Aufstieg des Herzogs der Normandie zum englischen König machte ihn zu einem gefährlichen Vasallen für den französischen König – ein Vasall mit militärischer Macht und einem aristokratischen Prestige, das bei weitem das jedes anderen französischen Adligen überstieg. Am deutlichsten trat dieses Problem dort zutage, wo das Herzogtum Normandie und die Gebiete des französischen Königs aneinandergrenzten, im Vexin. Sicher, Heinrich hatte 1156 in einer Zeremonie voller Prunk und politischer Symbolik dem französischen König gehuldigt und Ludwig VII. folgenden Eid geleistet: «Ich, König Heinrich, werde das Leben, die Glieder und die Ehre des Königs von Frankreich als die meines Herrn schützen, wenn er für mich als seinen *fidelis* mein Leben und meine Glieder und Länder schützen wird, die er mir übertragen hat, denn ich bin sein [Lehens-]Mann.» Doch Ludwigs Status als Lehnherr wäre so gut wie nichts mehr wert, wenn er tatenlos zusehen würde, wie Heinrich Toulouse eroberte – ein Gebiet, an dem er selbst knapp zwei Jahrzehnte zuvor gescheitert war, weil er es nicht unter seine direkte Kontrolle bringen konnte. Außerdem war Graf Raymond der Schwager des französischen Königs. Wenn er ihn im Stich ließe, stünde er als überaus schwacher Herrscher da.

Ludwig traf in dem Wissen in Toulouse ein, dass seine bloße Anwesenheit an Raymonds Seite Heinrich zwingen würde, die Fortsetzung seines Feldzugs noch einmal zu überdenken. Raymond alleine anzugreifen, war eine Sache, sich gegen Ludwig *und* Raymond zu stellen, war ein ausgesprochener Akt der Aggression, der Heinrich unzählige Probleme weiter im Norden, in der Normandie und in der Grafschaft Anjou einbringen würde – in Gebieten, in denen er sich stets bemüht hatte, die Ordnung zu wahren. Wenn er sich auf eine bewaffnete Auseinandersetzung mit Ludwig einließ und verlor, würde dies den Symbolwert seines Feldzugs gegen Toulouse als Demonstration seiner Macht untergraben, anstatt allen die geballte Stärke der englischen Krone und der Plantagenet-Besitzungen vor Augen zu führen.

Heinrich besprach sich mit seinen Baronen und wichtigsten Ratgebern, darunter auch Becket. Da Heinrich nicht in seiner Ehre gekränkt

worden war, erschien den Baronen ein Angriff auf den französischen König inakzeptabel. Becket protestierte und verlangte den sofortigen Angriff auf die Stadt. Er wurde jedoch überstimmt und ignoriert. Heinrich gab die Belagerung auf. Mit der Behauptung, er wolle den kapetingischen König und die Stadt verschonen, zog er um den Tag des heiligen Michael seine Truppen ab.

Der Chronist Roger von Howden bezeichnete Toulouse als Heinrichs «unerledigte Aufgabe». Der Feldzug war zwar nicht gerade eine Katastrophe, aber eindeutig eine Niederlage. Das vorteilhafteste Ereignis der Kampagne hatte kaum etwas mit Toulouse zu tun: Wilhelm, der Graf von Boulogne, der letzte noch lebende Sohn König Stephans, der sich Heinrichs Feldzug angeschlossen hatte, starb im Oktober 1159 auf dem Rückweg nach England. Seine ausgedehnten englischen Besitzungen fielen zurück an die Krone. Ansonsten konnte man über den kostspieligen Sommer, den Heinrichs Heer damit verbracht hatte, Steine gegen die Mauer einer Stadt zu schleudern, nur sagen, dass Heinrich bei der Ausübung militärischer Macht die Grenzen seiner geografischen Kapazitäten ausgetestet hatte. Immerhin hatte er gezeigt, dass ein König der Plantagenets einen Kapetinger an Waffengewalt übertreffen, wenn auch nicht besiegen konnte.

Für England hatte die fehlgeschlagene Belagerung von Toulouse noch eine weitere gravierende Auswirkung: Zum ersten Mal wurde das Verhältnis zwischen Heinrich und seinem engsten Berater infrage gestellt: seinem Kanzler Thomas Becket.

Unheiliger Krieg

Bevor Thomas Becket Heinrichs Truppen vor die Stadtmauern von Toulouse führte, ritt er im Sommer des Jahres 1158 an der Spitze einer noch größeren Abordnung in Paris ein. Er kam in Frieden und strahlte als Kanzler von England und Berater des englischen Königs Glanz und große Pracht aus. Becket war als Gesandter unterwegs und hatte den Auftrag, die Verlobung von Heinrichs dreijährigem gleichnamigem Sohn mit Ludwigs kleiner Tochter Margarete auszuhandeln. Mit der Ehe sollte eine dynastische Union zwischen den beiden Königshäusern geschaffen und den Plantagenets die normannische Region Vexin gesichert werden. Es war daher angemessen, dass Becket den französischen König mit dem Reichtum und der Würde seines Herrn beeindruckte.

Und Becket legte sich mächtig ins Zeug. Privat war er ein strenggläubiger Mann, der sich regelmäßig selbst geißelte, ein härenes Hemd trug, karge Kost bevorzugte und nie eine Geliebte hatte. Trotzdem wusste er, wie man eine Menschenmenge beeindruckte. Er kam mit exotischen Geschenken im Gepäck und zog mit großem Prunk in Paris ein – mit Hunden, Affen und einem schier endlosen Gefolge von Dienern, die alle vom Wohlstand und Glanz des englischen Königs kündeten. Von William Fitzstephen, der Becket begleitete und alles direkt miterlebte, stammt eine lebendige Schilderung:

Zu seinem Gefolge zählten zweihundert Berittene, Ritter, Kleriker, Speiseträger und Bedienstete, Männer in Waffen und Knappen aus adligen Familien, alle in geordneten Reihen. Sie und ihr Gefolge trugen farbenprächtige neue Festtagsgewänder. Er nahm außerdem vierundzwanzig Gewänder ... und viele seidene Umhänge mit, um sie als Geschenke zu verteilen, und alle Arten von mit Purpur gefärbten wollenen Kleidungsstücken und fremdländischen Pelzen sowie Wandbehänge und Teppiche, die das Zimmer eines Bischofs schmücken könnten. Auch Jagdhunde und Greifvögel wurden mitgeführt ... und acht Streitwagen, jeweils gezogen von fünf schweren Zugpfer-

den. Auf jedem Pferd saß ein stämmiger Pferdeknecht in einem neuen Gewand und auf jedem Wagen ein Kutscher. Zwei Wagen waren nur mit Bier beladen ... das war für die Franzosen bestimmt, die das Gebräu nicht kennen; ein gesundes Getränk, klar, dunkel wie Wein und feiner im Geschmack. Andere waren beladen mit Speisen und Getränken, wiederum andere mit Dorsalen [Seidentücher für den Altarhintergrund], Teppichen, Taschen mit Nachtwäsche und allgemeinem Gepäck. Er hatte zwölf Packpferde und acht Truhen mit Tischdecken aus Gold und Silber ... Ein Pferd trug das Altargeschirr, die Ausstattung und die Bücher aus seiner Kapelle ... Jedes Pferd hatte einen Knecht, der sich benahm, wie es sich gehört; jeder Wagen hatte einen wilden großen Mastiff an einer Leine, der auf dem Wagen stand oder hinterherging, und jedes Saumtier hatte einen langschwänzigen Affen auf dem Rücken ...

Dann gab es noch etwa zweihunderfünfzig Männer, die zu sechst oder zu zehnt nebeneinander marschierten und sangen, wie es die Engländer tun. In regelmäßigen Abständen kamen Hirschhunde und Windhunde mit ihren Hundeführern ... dann die Männer in Waffen, mit den Schilden und Schlachtrossen der Ritter, dann die anderen Männer in Waffen und die Knaben und Männer mit Falken ... Zum Schluss kam der Kanzler mit einigen Freunden ...

Nach der Ankunft in Paris überhäufte er jeden Baron, Ritter ... Herrn, Gelehrten und Bürger mit Geschenken wie Silber, Gewändern, Pferden und Geld.

Eine Prachtentfaltung, die eines Königs würdig gewesen wäre.

1158 war Thomas Becket zu einem der engsten Freunde und Berater des Königs geworden, dem Heinrich großes Vertrauen entgegenbrachte. Zuvor hatte er für Theobald, den Erzbischof von Canterbury, als Schreiber gearbeitet. Dieser hatte den Fleiß und Ehrgeiz des unbekanntenen jungen Mannes erkannt und ihn in seinem Dienst gefördert, so dass Becket 1154 zum Archidiakon aufstieg. Dem König wurde Becket als kompetenter Kandidat für die Position des Kanzlers empfohlen, und so setzte ihn Heinrich auf Anraten Theobalds an die Spitze der englischen Verwaltung. Becket erfüllte die in ihn gesetzten Erwartungen und leistete im Dienst des Königs hervorragende Arbeit.

Regieren war im 12. Jahrhundert nach wie vor eine mühsame, sehr persönliche Aufgabe. Der Höfling Walter Map hat uns eine dramatische, aber sehr plausible Schilderung hinterlassen, wie betriebsam es an Heinrichs Hof zugeht:

Sobald er [der König] ausgeht, stürzt sich die Menge auf ihn, zerrt an ihm und schubst ihn hierhin und dorthin; man ruft ihm etwas zu und behandelt ihn grob; dennoch hört er sich alle geduldig und scheinbar ohne Ärger an, bis er so stark bedrängt wird, dass es unerträglich wird, und er sich schweigend an einen ruhigen Ort zurückzieht.

In diesem Trubel benötigte der König ein ausgeklügeltes System von Bediensteten, Schreibern, Diplomaten und Verwaltern. Die Leitung dieser losen Organisation lag bei Becket. Wie die großen königlichen Amtsträger der kommenden Jahrhunderte – Thomas Wolsey, die rechte Hand Heinrichs VIII., oder William Cecil, der geduldige Sekretär Elisabeths I. – ersparte Becket einem charismatischen Monarchen die Mühsal des tagtäglichen Regierungsgeschäfts und setzte große Visionen in die Realität um.

Den Höhepunkt seiner Macht erreichte Becket um 1160, als er etwas über vierzig Jahre alt war und der König bald siebenzwanzig wurde. Der Kanzler war ein hochgewachsener, gutaussehender Mann, gewandt in höfischer Konversation und mit guten Manieren, die er sich im Lauf der Zeit angeeignet hatte. Sein Aufstieg zu Macht, Reichtum und Ruhm war außergewöhnlich. Er hatte eine gute Ausbildung im Kloster Merton in Sussex und an einer Grammatikschule in London erhalten – vielleicht in Saint Paul's. Doch sein Werdegang wurde unterbrochen, als sein Vater, ein Kaufmann, nach einem Brand in seinen Geschäftsräumen in finanzielle Schwierigkeiten geriet. Becket studierte mit Anfang zwanzig zwei Jahre in Paris, schloss seine Ausbildung in zivilem und kanonischem Recht, die im Mittelalter von jedem ambitionierten jungen Gelehrten angestrebt wurde, jedoch nie ab. Sein Leben lang versuchte er, dieses anhaltende Minderwertigkeitsgefühl zu kompensieren.

Was Becket an intellektueller Finesse abging, glich er durch Ehrgeiz aus. Er war nicht nur Kanzler, sondern auch Archidiakon von Canterbury; eine wichtige Position in der englischen Kirche. Er häufte von Kent bis Yorkshire üppige Pfründen an und führte in London einen angesehenen, luxuriösen Haushalt, in dem mehrere Magnaten ihre Söhne ausbilden ließen.

Mit seiner Größe, der blassen Haut, den dunklen Haaren und der langen Nase war der Kanzler äußerlich das genaue Gegenteil des untersetz-

ten, rothaarigen Königs mit seiner rohen Energie und seiner unbekümmerten Art im Umgang mit anderen, die eher angeboren als angelernt war. Becket legte großen Wert auf Sitten und Gepflogenheiten, die dem König wenig bedeuteten, aber notwendig waren, um die Würde des Amtes zu wahren. Becket's Biograph Fitzstephen berichtet, der Kanzler «aß selten ohne die Gesellschaft mehrerer Earls und Bischöfe». Er legte Wert auf eine edle Tafel mit erlesenen Speisen, die in Gefäßen aus Gold und Silber serviert wurden. Er genoss all den fürstlichen Prunk, der den König langweilte, und Heinrich gestattete ihm, sich an seiner Stelle damit zu umgeben.

Tatsächlich gefiel dem König der fast schon komische Kontrast zwischen sich und Becket; hin und wieder machte er sich auch gern über seinen Freund lustig. Fitzstephen erzählt eine berühmte Geschichte, in der Becket und Heinrich zu Beginn ihrer Freundschaft durch die winterlichen Straßen Londons ritten. Der König deutete auf einen armen Bettler, der in der Kälte zitterte, und bemerkte zu seinem Kanzler, dass es doch eine schöne Sache wäre, ihm einen warmen, dicken Mantel zu geben. Als Becket zustimmte, dass das in der Tat barmherzig wäre, packte ihn Heinrich, riss ihm den feinen scharlachroten und grauen Umhang vom Rücken und überreichte ihn dem verwunderten Bettler. In das Gelächter des königlichen Gefolges wollte Becket nicht einstimmen. Doch Heinrich konnte es nicht lassen, er musste seinen Freund immer wieder reizen. Er ritt auch gern in dessen Speisehalle, sprang dort vom Pferd und setzte sich an den Tisch. So etwas muss Becket genauso auf die Nerven gegangen sein, wie es den König amüsierte. Doch trotz solcher Verärgerungen und kleinen Herabsetzungen war Becket Heinrichs Freund, zuverlässiger Diener und Vertrauter.

Vor allem sah der König in Becket eine Brücke zwischen zwei Welten: der Krone und der Kirche. Im 12. Jahrhundert stritten Könige und weltliche Herren in ganz Europa mit den Päpsten um Fragen der Autorität und der Rechtsprechung. Immer wieder kam es zu Auseinandersetzungen, etwa um das Recht, Krönungen durchzuführen, oder ob ein päpstliches anstelle eines königlichen Gerichts Recht sprechen durfte, ob Bischöfe ohne Genehmigung das Land verlassen durften, um an Konzilen teilzunehmen, und ob sich ein König scheiden lassen durfte. Praktisch jedem

König in Europa war schon einmal mit einem Interdikt (dem Verbot von Gottesdiensten und der Erteilung von Sakramenten in einem Reich) oder mit der persönlichen Exkommunikation gedroht worden. Papst Eugen III. hatte bei einem Streit über die Ernennung des Erzbischofs von York versucht, beide Strafen über König Stephan zu verhängen. Und der Staufer Friedrich I. Barbarossa – der zum Kaiser des Heiligen Römischen Reichs gewählt wurde und der einzige König in Europa mit einem ausgedehnteren Herrschaftsgebiet als Heinrich war –, wurde 1160 exkommuniziert, weil er die Oberhoheit von Papst Alexander III. nicht anerkannte.

Zu Beginn der 1160er-Jahre war Heinrich klar, dass seine Regierungspläne für England beim Papst und beim englischen Klerus auf Ablehnung stoßen würden. Seiner Ansicht nach waren seine Rechte als König von England durch eine zu mächtige Kirche eingeschränkt, daher wollte er sie auf seine Linie bringen. Der Aufbau eines Reichs beschränkte sich für Heinrich nicht auf eine territoriale Ausdehnung. Ihm ging es um die Festigung und Vertiefung der königlichen Macht und Rechte innerhalb seines Reichs. Er wollte keine Vorherrschaft über die Kirche ausüben oder gar als König und Bischof in einer Person regieren. Aber er wollte seine königlichen Vorrechte in seinem Reich voll ausschöpfen und war bereit, sie auch zu verteidigen.

Am 18. April 1161 starb Erzbischof Theobald nach langer Krankheit in seinem Palast in Canterbury. Er hatte ein gesegnetes Alter von über siebenzig Jahren erreicht und war seit seiner Ernennung durch König Stephan 1138 dreiundzwanzig Jahre lang Erzbischof gewesen. Als Heinrich die Nachricht von Theobalds Tod erhielt, witterte er seine Chance. Er benötigte einen gefügigen Erzbischof in Canterbury für seine Pläne. Vor allem hatte er vor, seinen ältesten Sohn als künftigen König krönen zu lassen. Eine Handlung, die Theobald König Stephan ausdrücklich verwehrt hatte, als dieser seinen Sohn Eustach krönen lassen wollte. Außerdem wollte Heinrich das Verhältnis zwischen Kirche und Krone neu regeln. Dieser Prozess musste behutsam gelenkt werden, und dafür benötigte er einen Verbündeten an der Spitze der englischen Kirche.

Heinrich sah daher in Becket den idealen Kandidaten für Theobalds Nachfolge. Friedrich Barbarossa nutzte Erzbischöfe – die von Mainz und Köln – als Erzkanzler, um Deutschland und Italien zu regieren. Heinrich

hatte das gleiche vor. Doch für viele in der englischen Kirche – darunter auch die Mönche der Kathedrale von Canterbury, die für sich das Recht beanspruchten, den Erzbischof zu wählen – war Becket's Kandidatur eine Farce. Sie hielten ihn aus zahlreichen Gründen für ungeeignet. Vor allem war er ihnen zu weltlich. Er hatte nur eine zweitklassige akademische Ausbildung und war weder Jurist noch Theologe. Er war ein eindeutiger Parteigänger des Königs und hatte die Mönche von Canterbury schlecht behandelt, als er in Theobald's Diensten stand. Die Mönche waren in ihrer Ablehnung nicht allein. Heinrich's Mutter, die Kaiserin Mathilde in Rouen schrieb ebenfalls einen Brief, in dem sie ihrem Sohn energisch davon abriet, seinen Freund zum Erzbischof zu befördern.

Doch Heinrich ließ sich nicht von seinem Vorhaben abbringen. Die Vorteile, die es böte, mit Becket einen Kanzler und Erzbischof in einer Person zu haben, überwogen bei weitem die Klagen, die sich in Canterbury erhoben. Heinrich wollte die englische Königskrone an seinen älteren Sohn weitergeben, mit Becket als dessen Mentor und Regent. Der Junge wurde bald sieben, in dem Alter war es bei jungen Adligen üblich, den Haushalt der Mutter zu verlassen und eine Ausbildung zu beginnen. 1162 sollte der kleine Heinrich in Becket's Obhut gegeben werden. Umso besser, wenn das im Haushalt eines Erzbischofs erfolgen würde. Und so wurde Becket am 2. Juni 1161 zum Priester geweiht und am nächsten Tag zum Erzbischof.

Heinrich betrachtete Becket's Ernennung als großen Triumph, doch schon bald sollte sich herausstellen, dass seine Strategie einen gravierenden Fehler aufwies. Und dieser Fehler war Becket selbst.

Trotz all der Titel, Geschenke und finanziellen Zuwendungen, mit denen der König ihn überhäufte, fühlte sich Becket als Erzbischof zutiefst ungeeignet. Das lag unter anderem daran, dass der Primas der englischen Kirche fast immer ein Mönch gewesen war. Becket war aufgrund seiner hellen, nichtmönchischen Kleidung sofort als Außenseiter zu erkennen. Sein Leben lang hatte er darauf hingearbeitet, ein hohes weltliches Amt zu bekleiden, und nun katapultierte man ihn in eine Welt, in der alles verachtet wurde, wofür er stand. Becket war aus kirchlicher Sicht unzureichend gebildet und wurde aufgrund seiner persönlichen Verbindung zum König sofort abgelehnt. Er spürte das dringende Bedürfnis, sich gegenüber sei-

nen neuen Schäfchen und gegenüber Gott zu beweisen. Becket vollzog einen abrupten, massiven Sinneswandel, der sich in katastrophaler Weise auf sein Verhältnis zu Heinrich auswirken sollte.

Kaum war Becket Erzbischof geworden, begann er sich von der Politik des Königs zu distanzieren. Eine seiner ersten Handlungen war der Verzicht auf sein Amt als Kanzler mit der Begründung, er eigne sich «nicht für ein Amt, geschweige denn für zwei». Damit war der eigentliche Grund seiner Ernennung komplett infrage gestellt. Dann mischte er sich in einen Streit ein, in dem mehrere Adlige, darunter Roger de Clare, der Earl of Hertford, und William, Lord Eynsford, der wie Hertford aus Kent stammte, Land der Kirche für sich beanspruchten. Den Tag seiner Weihe erklärte Becket zu einem neuen Feiertag – zum Tag der Heiligen Dreifaltigkeit. Und er sandte eine Flut von Bittschreiben an Papst Alexander III., in denen er ihn aufforderte, die Autorität von Canterbury gegenüber dem rivalisierenden Erzbistum York zu stärken. Der Agent des Königs wurde – praktisch über Nacht – zum Gegner. Heinrich hatte von Becket erwartet, dass er seiner königlichen Politik den Weg beim Klerus bereiten würde. Stattdessen streute Becket Sand ins Getriebe. Er machte alle Hoffnungen des Königs zunichte und stellte sich Heinrichs Bemühungen um eine reibungslose Regierung und Verwaltung aufsässig und wichtigtuerisch in den Weg.

Wo auch immer der Grund für Beckets Sinneswandel liegen mochte, in den Augen seiner Zeitgenossen wurde er vom Saulus zum Paulus. Ein anonymer Chronist der Abtei von Battle sah darin wenig überraschend eine glorreiche Bekehrung, einen spirituellen Wandel, herbeigeführt durch seinen neuen Status als Erzbischof:

Er verkörpert das gängige Sprichwort «Ehrungen verändern das Verhalten», aber nicht, wie es beim Verhalten der meisten üblich ist, zum Schlechten, sondern tagtäglich zum Besseren. Denn er streifte den alten Menschen ab, der der Welt gefällig ist, und wurde zu einem neuen Menschen, der nach dem Bild Gottes geschaffen ist.

Selbst William von Newburgh, der normalerweise nicht viel von Becket hielt, war beeindruckt:

Nach frommem und klugem Abwägen, welche Last eine so große Ehre mit sich bringt, veränderte er umgehend sein Auftreten und sein Verhalten, so dass man sagen könnte: «Das ist die Hand Gottes» und «Das ist der Wandel durch die Hand des Allmächtigen».

Becket's Wandel vom loyalen Erfüllungsgehilfen der Krone zum streitbaren Verteidiger der Rechte der Kirche vollzog sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit. Anfangs tolerierte Heinrich das ärgerliche Verhalten seines Freundes aus der Ferne. Bis zum Herbst 1162 war er zu sehr mit Angelegenheiten in der Normandie beschäftigt, um sich auf England zu konzentrieren. Doch als er im Januar 1163 zurückkehrte, war er entschlossen, eine Reihe von Rechts- und Verwaltungsreformen durchzusetzen, die seiner Meinung nach unerlässlich für eine Verbesserung von Recht und Ordnung waren. Das Reformprogramm, das Heinrich für das Jahr 1164 in England einführen wollte, ist als Constitutions of Clarendon bekannt, benannt nach dem königlichen Palast, in dem sie verfasst wurden. Das sechzehn Artikel umfassende Dokument zählt zu den berühmtesten in der englischen Verfassungsgeschichte.

Die Constitutions waren Heinrichs Versuch, die rechtliche Zuständigkeit der Kirche und der Krone klar zu trennen. Um dieses Thema wurde allgemein erbittert gestritten, doch die Frage, die Heinrich aufgriff, war ausgerechnet die der straffälligen Geistlichen.

Ende des 12. Jahrhunderts war etwa jeder sechste Engländer theoretisch ein Kleriker. Die meisten waren keine Priester und würden auch nie welche werden, doch sehr viele hatten die niederen Weihen erfahren oder waren in den Dienst der Kirche getreten, um eine gewisse Bildung zu erhalten, schieden dann aber wieder aus und arbeiteten für weltliche Herren. Viele Gemeindepriester waren schlecht ausgebildet und konnten kaum lesen. Ihr Leben unterschied sich nicht sonderlich von dem der gewöhnlichen Bauern. Allerdings bot der Status des Geistlichen einen großen Vorteil, wenn man mit dem Gesetz in Konflikt geriet. Die Kirche nahm für sich das Recht in Anspruch, kriminelle Geistliche selbst zu disziplinieren – Kleriker, die stahlen, vergewaltigten, andere verstümmelten oder töteten. Die Strafen der Kirche waren deutlich niedriger als die der weltlichen Gerichtsbarkeit. Die Kirche konnte weder ein Gottesurteil an-

ordnen noch den Schuldigen verstümmeln oder hinrichten lassen. Dadurch blieb eine in Heinrichs Augen schändliche Zahl von Verbrechen ungestraft. Der König mag bei seinen königlichen Rechten einen harten Kurs vertreten haben, doch er sah auch einen ungeheuren Missstand darin, dass sich kriminelle Kleriker unter den weiten Priesterrock des kanonischen Rechts flüchten konnten, und wollte diesen Zustand nicht länger tolerieren.

Um einen komplizierten Konflikt auf einen einfachen Nenner zu bringen: Heinrich wollte, dass kriminelle Geistliche, die von kirchlichen Gerichten verurteilt worden waren, aus dem Klerus ausgeschlossen und den weltlichen Gerichten für eine körperliche Bestrafung übergeben wurden. Theoretisch entstand dadurch keine Hierarchie der Gerichte, vielmehr würden die Kirchenleute, die ein Verbrechen begangen hatten, dadurch einfach der Stelle zugeführt, die nach Heinrichs Ansicht rechtmäßig über ihre Bestrafung zu entscheiden hatte. Becket hingegen wollte sich gegen jede vermeintliche Einmischung in die Rechte der Kirche wehren, egal zu welchem politischen Preis.

Bei einer Ratsversammlung im Sommer 1163 in Woodstock stritt Becket mit dem König über die Zahlung der «Sheriff's Aid» durch die Kirche. Die Sheriff's Aid war eine Form der Besteuerung, die traditionell von Grundbesitzern direkt an den lokalen Sheriff gezahlt wurde, um damit seine Aufgabe als Ordnungsmacht in einem Bezirk zu unterstützen. Heinrich wollte nun, dass dieses Geld direkt in die Staatskasse floss, wodurch eine gute Einnahmequelle unter zentrale Aufsicht kommen und England indirekt daran erinnert werden würde, dass jede Form der politischen Machtausübung von der direkten Autorität des Königs abhängig war. Es ging also um eine Reform des Rechnungswesens mit politischer Bedeutung. Außer für die Sheriffs war das vermutlich für niemanden eine weltbewegende Frage, doch Thomas Becket in seiner neuen Rolle als selbsterannter Prüfer des königlichen Reformprogramms erhob Einwände. Er informierte den König: «Es schickt sich nicht für Eure Exzellenz, etwas, das anderen gehört, zu Eurem Gebrauch umzuleiten», und fügte hinzu, das Reich werde «nicht vom Gesetz gezwungen». Das erzürnte Heinrich so sehr, dass er einen folgenschweren Eid leistete. Laut Edward Grim, einem zeitgenössischen Autor, der eine Biographie über Becket verfasste,

schrie Heinrich seinen Erzbischof an: «Bei den Augen Gottes! Sie [die Sheriff's Aid] soll als Einkunft gegeben und in den königlichen Steuerunterlagen eingetragen werden: Und es schickt sich nicht, dass du dem widersprichst, denn niemand würde sich gegen deinen Willen gegen deine Leute stellen.»

Doch der Erzbischof erwiderte: «Aus Ehrfurcht vor den Augen, auf die Ihr geschworen habt, mein Herr und König, von meinen Ländereien oder vom Eigentum der Kirche wird kein Penny dafür gezahlt.» Becket reagierte damit ausgesprochen störrisch, schließlich hatte er persönlich wenig durch die Reform der Sheriff's Aid zu verlieren. Doch sein Verhalten zeigt seine Entschlossenheit, sich in seiner neuen Position zu beweisen und die Reformpläne des Königs zu durchkreuzen.

Im Laufe des Sommers verschlechterte sich das Verhältnis zwischen den beiden früheren Freunden zusehends. Der Streit über den Umgang mit straffälligen Klerikern schwelte weiter. Heinrich hatte von seinen Beratern gehört, dass in den neun Jahren seit seiner Krönung über hundert Morde und ungezählte andere Verbrechen von Klerikern verübt und anschließend nicht von einem königlichen Gericht bestraft worden waren. Becket versuchte zwar, Heinrich von einer grundlegenden Änderung bei der Zuständigkeit der Gerichte abzubringen, indem er mehrere kriminelle Kleriker verbannen, brandmarken oder lebenslang einsperren ließ, doch das genügte nicht, damit der König die Sache auf sich beruhen ließ. Am 1. Oktober 1163 berief Heinrich die geistlichen Magnaten seines Reichs zu einer königlichen Ratssitzung nach Westminster. Dort verlangte er von ihnen, dass sie ihm gehorchen und sich an die althergebrachten Gepflogenheiten des Reichs halten müssten. Daraufhin entspann sich eine hitzige juristische Debatte, bei der die Anwälte des Königs und der Kirche jeweils den Vorrang ihrer Gerichtsbarkeit geltend machten. Schließlich forderte Heinrich die Bischöfe auf anzuerkennen, dass ein straffälliger Kleriker, nachdem ihn ein kirchliches Gericht für schuldig befunden hatte, einem königlichen Gericht zur Verhängung einer Leibesstrafe zu überstellen sei. Wenn sie sich nicht fügten, verkündete er, müssten sie erklären, ob sie überhaupt bereit wären, sich generell an die «Gepflogenheiten Englands» zu halten.

Heinrichs Unbeirrbarkeit und Becket's Starrsinn ließen den Streit

immer weiter hochkochen. Aufgestachelt von Becket erklärten die Bischöfe, sie würden die Gepflogenheiten Englands achten, «vorbehaltlich ihres Amtes» – eine Antwort, die keine Antwort war, weil sich die Bischöfe vorbehalten, das kirchliche Recht über die Gesetze des Königs zu stellen.

Heinrich war verärgert. «In hitziger Stimmung verließ [der König] London ohne vorherige Ankündigung, so dass seine Geschäfte unerledigt blieben und der Rechtsstreit nicht geklärt wurde», schrieb Becket's enger Vertrauter und Biograph Herbert von Bosham. Am nächsten Morgen verlangte Heinrich, dass Becket sämtliche Burgen zurückgeben müsse, die ihm während seiner Kanzlerschaft zugesprochen worden waren, und entzog seinen Sohn der Obhut des Erzbischofs. Eine gehässige Geste, geboren aus der Frustration, die einer jahrzehntelangen Freundschaft ein Ende setzte. Nach Heinrichs Ansicht, die er später auch persönlich gegenüber Becket bei einem gescheiterten Versöhnungsversuch in Northampton äußerte, sollte der Erzbischof aufhören zu predigen und sich daran erinnern, dass er alles seiner königlichen Gunst zu verdanken hatte. «Warst du nicht der Sohn einer meiner Unfreien?», fragte er Becket. «Du klammerst dich zu sehr an die Art deines Aufstiegs und verlässt dich darauf.» Eine Bemerkung, die Becket sicher tief kränkte.

Die Auseinandersetzung von Westminster hinterließ auf beiden Seiten unguete Gefühle. Beide Männer wandten sich an Papst Alexander. Doch der Papst hatte mit seinen eigenen Problemen zu kämpfen, denn er befand sich gerade im Exil. Sein Streit mit Kaiser Friedrich Barbarossa hatte zu einem Schisma geführt. In Rom residierte nun der Gegenpapst Viktor IV. Alexander drängte Becket sanft zum Einlenken, wie später auch Gilbert Foliot, der Bischof von London, und Roger, der Erzbischof von York, sowie mehrere Kardinäle und der angesehene Zisterzienserabt Philippe de l'Aumône. Laut Roger von Pontigny erklärte sich der Erzbischof «unter dem Einfluss des Papstes, der Kardinäle und der Worte dieses Abtes» bereit, gegenüber dem König nachzugeben. Das tat er allerdings nur im privaten Rahmen in Oxford. Triumphierend berief Heinrich für Ende Januar 1164 eine Ratsversammlung in seinem Palast in Clarendon ein. Becket's Demütigung sollte umfassend sein und vor aller Augen erfolgen. Becket war nicht wohl bei der Sache und wollte ausweichen, doch Heinrich konnte ihn mit einer Reihe von Wutanfällen und finsternen

Drohungen dazu bringen, vor den versammelten Magnaten – Baronen, Amtsträgern und Bischöfen – zu erklären, dass er bedingungslos alle Gesetze und Gepflogenheiten des Reichs achten werde.

Dann ließ Heinrich die Falle zuschnappen. Anstatt sich mit diesem moralischen Sieg zufriedenzugeben, nutzte er seinen Vorteil, um seine Vormachtstellung ein für alle Mal zu festigen. Am 29. Januar wurden die *Constitutions of Clarendon* als Chirograph ausgestellt – eine besondere Form der Urkunde in der Gesetzgebung, die Dauerhaftigkeit und Universalität implizierte. Ein Exemplar wurde Becket überreicht, ein Exemplar blieb beim König und ein drittes Exemplar wurde im königlichen Archiv für die Nachwelt aufbewahrt.

Becket war entsetzt. Das Dokument listete sechzehn Artikel auf, darunter auch die «Gepflogenheiten», denen er am Tag zuvor zugestimmt hatte. Zu ihnen gehörten Heinrichs Pläne für den Umgang mit straffälligen Klerikern, eine Einschränkung der Fälle, wann man sich in Streitfragen über die Autorität des Königs hinwegsetzen und an den Papst wenden konnte, und mehrere umfassende Erklärungen, die den Vorrang der königlichen Gerichtsbarkeit über die kirchlichen Gerichte bestätigten.

Der Erzbischof erkannte die Schlinge, die ihm Heinrich um den Hals gelegt hatte, aber aufgrund seiner Position saß er tatsächlich in der Falle: Er hatte sich vom König einschüchtern lassen und akzeptiert, dass der Kirche die königliche Politik aufgezwungen wurde, wodurch sie sich in einer noch nie dagewesenen Form unterworfen hatte. Becket hatte sich als das erwiesen, wofür ihn wahrscheinlich viele schon die ganze Zeit gehalten hatten: als einfältiger Handlanger des Königs.

Gequält entthob sich Becket selbst seiner priesterlichen Pflichten. Er erlegte sich Buße auf, gestand in einem Brief an den Papst, was er getan hatte, und bat um Absolution. Er war, wie Herbert von Bosham schreibt, «ungewöhnlich beunruhigt und in düsterer Stimmung». Unter Tränen und von Schluchzern geschüttelt beklagte er, dass er angesichts seiner weltlichen Vergangenheit für das Amt des Erzbischofs nicht geeignet sei. Seine übereifrigen Bemühungen, sich gegenüber dem Klerus und vor Gott zu beweisen, hatten zu nichts geführt. Er hatte das Wohlwollen des Königs, dessen politische Unterstützung und Freundschaft verloren, doch die Gunst eines viel höheren Herrn hatte er nicht gewonnen: «Ich sehe

ganz klar, dass es gerechtfertigt wäre, wenn Gott mich verlassen und von dem Heiligen Stuhl entfernen würde, auf den ich gesetzt wurde», rief er. In Panik bat er in einem Brief an Heinrichs Feind Ludwig VII. um Unterstützung, und im Sommer versuchte er erfolglos, nach Frankreich zu fliehen.

Heinrich wiederum war in rachsüchtiger Stimmung. Im Herbst zierte er Becket in die Burg von Northampton zu einer Versammlung der Magnaten. Am 6. Oktober 1164 wurde Heinrichs Erzbischof und früherer Freund der Untreue während seiner Zeit als Kanzler beschuldigt. Wieder wandte sich Becket an den Papst. Ebenso Heinrich, der den Erzbischof unbedingt absetzen wollte. Er konnte sich die boshafte Bemerkung nicht verkneifen, Beckets Beschwerde beim Papst sei ein Verstoß gegen die *Constitutions of Clarendon*.

Angesichts der Vorwürfe, er habe sich gegen die Krone und seine eigene Seele versündigt, bekam es Becket mit der Angst zu tun. Als sich der Prozess gegen ihn in Northampton zuspitzte, erklärte er, er weigere sich, das Urteil zu hören, machte kehrt und verließ den Raum. Es gelang ihm, aus der Burg zu fliehen. Ein heftiger Regen fiel vom bleigrauen Himmel, als Becket am nächsten Morgen in Begleitung von nur vier Männern die Stadt verließ. Am 2. November 1164 stach er mit einem kleinen Boot von der englischen Küste aus in See. Nach einer gefährlichen Überfahrt über den Ärmelkanal landete er in Flandern, von wo aus er sich auf den Weg machte, um Zuflucht beim französischen König zu suchen. Er sollte erst nach fünf langen Jahren wieder nach England zurückkehren.

Die Regelung der Nachfolge

Bei seiner Flucht aus England war Becket deprimiert, doch diese Niedergeschlagenheit wich schon bald der Wut. Er richtete sich auf französischem Boden ein und fand Unterschlupf in der Abtei Pontigny. Dort verbrachte er seine Tage in zorniger Entrüstung, schrieb Protestbriefe an den Papst und schilderte seinen Fall jedem, der ihm unterkam. Er bestrafte sich selbst mit einer erbitterten Askese, wie sein Begleiter Edward Grim berichtete:

Von dieser Zeit an war er zufrieden damit, Gemüse und gröbere Speisen zu essen, auf Leichteres verzichtete er. Heimlich enthielt er sich bestimmter Leckerbissen ... Außerdem ließ er sich in den Bach hinab, der zwischen den Werkstätten des Klosters [Pontigny] verlief, und verblieb dort länger, als menschliche Empfindsamkeit verkraften kann. Die Auswirkungen der körperlichen Pein, die die extreme Kälte im Rahmen seiner Bemühungen verursachte, sich selbst vom Stachel des Verlangens zu reinigen, das in ihm zu wohnen schien, zeigten sich an seinen Krankheiten ... er entwickelte einen Abszess, der bis ins Innere seines Halses eiterte und sich zu einem Geschwür entwickelte. Lange litt er diese Qualen, unter großem Kummer und Gram, bis er nach dem Ziehen zweier Zähne endlich wieder genesen konnte.

Die Briefe, die Becket während seines Aufenthalts in Pontigny verfasste, kündeten von großer Empörung. Je länger sein Exil dauerte, desto mehr wurden daraus pompöse Beteuerungen seiner eigenen Rechtschaffenheit. Er feuerte Salven gegen die wichtigsten Minister Heinrichs II. ab, vor allem gegen den Justiciar Richard de Lucy und gegen Jocelin de Balliol, die Hauptautoren der Constitutions of Clarendon. Am Pfingstsonntag 1166 hielt Becket in Vézelay eine zornige Predigt, in der er mehrere seiner Feinde in England exkommunizierte.

Doch sein Bellen war schlimmer als sein Beißen. Heinrich zeigte eher sporadisch Interesse an Becket, da er mit anderen Problemen in seinem

ausgedehnten Reich beschäftigt war. Im Lauf der Zeit wurde die Affäre um seinen Erzbischof für ihn nur noch ein lästiges Ärgernis. Heinrich führte seine Pläne einfach fort. Die Aufgaben des Kanzlers (aber nicht den Titel) übertrug er Geoffrey Ridel. Der Neue erhielt auch gleich demonstrativ Becket's alten Posten als Archidiakon von Canterbury. Heinrich führte derweil seine aufreibenden Grenzkriege gegen Ludwig und verschiedene eigene rebellische Vasallen fort. Er stürzte sich auf die Eroberung der Bretagne, schmiedete Allianzen an den östlichen und südlichen Rändern der Plantagenet-Gebiete, von den Alpen bis zum normannischen Königreich Sizilien, kümmerte sich um Rebellionen in Aquitanien und drängte an den Rändern der Normandie die Franzosen zurück. Trotz der Tiraden, die Becket gegen ihn vom Stapel ließ, hatte der König von England, Herzog der Normandie und von Aquitanien sowie Graf von Anjou Ende der 1160er-Jahre Besseres zu tun, als sich Gedanken um seinen moralinsauren ehemaligen Kanzler zu machen, der irgendwo in der französischen Provinz sein Gemüse knabberte.

Im September 1167 erkrankte die Kaiserin Mathilde und starb im Alter von fünfundsechzig Jahren. In den ersten dreizehn Jahren der Herrschaft ihres Sohnes hatte sie sich als kluge Ratgeberin erwiesen, mit der Heinrich seine Politik erörtern konnte – vor allem gegenüber dem Heiligen Römischen Reich, wo sie ihre Jugend verbracht hatte. Gelegentlich hatte sie in der Normandie die Rolle der Grande Dame übernommen, außerdem wandten sich die Großen Europas, darunter auch Ludwig VII., der ihre Autorität in den Belangen der Stadt Rouen anerkannte, mit der Bitte um Rat oder Vermittlung an sie. Sie hatte Weitblick gezeigt, als sie Heinrich 1162 davon abgeraten hatte, Becket zum Erzbischof von Canterbury zu machen. Noch wenige Monate vor ihrem Tod war sie politisch aktiv gewesen und hatte angesichts der wachsenden Feindseligkeit zwischen ihrem Sohn und Ludwig versucht, eine Versöhnung zwischen den beiden Königen in die Wege zu leiten.

Mathilde starb im Kreis der Mönche der Abtei Le Bec, wo sie während ihres langen Ruhestands gelebt hatte. Die Brüder nähten ihren Leichnam in Ochsenleder ein und bestatteten sie mit allen Ehren in der Abteikirche. Es war der Dank für die prächtigen Schätze, mit denen sie das Kloster

bedacht hatte: die beiden schweren goldenen Kronen aus Deutschland; tragbare Altäre aus Marmor und Silber und den prunkvollen, goldgefassten Mantel, den sie als deutsche Kaiserin getragen hatte. Sie starb, wie sie gelebt hatte, als Tochter, Ehefrau und Mutter dreier ruhmreicher Monarchen: König Heinrich I. von England, Heinrich V., Kaiser des Heiligen Römischen Reichs, und Heinrich Plantagenet, der vorhatte, sie alle in den Schatten zu stellen. Obwohl zwei ihrer Kinder vor ihr gestorben waren – Gottfried 1158 und Wilhelm, der 1164 unerwartet verstorben war –, hinterließ sie eine Reihe von Enkeln, die zusammen eines Tages über ganz Europa herrschen sollten.

Mathildes Tod stand für das Ende einer Generation. Auch Robert, der Earl of Leicester, starb 1168. Als er 1153 auf Heinrichs Seite gewechselt hatte, war das ein entscheidender Moment im Kampf um die englische Krone gewesen. Seit 1154 hatte er dem König als Justiciar von England gedient. Die Veteranen des Bürgerkriegs starben nun nach und nach, doch damit wurden Heinrichs Ambitionen nur noch größer. Laut Johannes von Salisbury rief Heinrich 1168 aus, «nun habe er endlich die Autorität seines Großvaters [Heinrichs I.] wiederhergestellt, der König in seinem eigenen Land, päpstlicher Legat, Patriarch, siegreicher Feldherr und alles, was er wünschte, gewesen sei». Heinrich hatte eine Familie, ein Königreich und Sicherheit. Nun war es Zeit, an die Zukunft zu denken.

Eleonore gebar 1167 ihr letztes lebensfähiges Kind. Mit dem Jungen, der den Namen Johann erhielt, waren es nun sieben Plantagenet-Kinder: Vier Söhne und drei Töchter. Eleonore war bei Johanns Geburt dreiundvierzig Jahre alt. Zu ihrer körperlichen Leistung kommt ihre politische Leistung hinzu, denn durch diese sieben Kinder konnte die Dynastie der Plantagenets in ganz Europa Fuß fassen. Heinrichs Kinder verkörperten die Zukunft seines Reichs, und die Arrangements, die er für sie traf, prägten fast ein halbes Jahrhundert lang weite Teile der westlichen Welt.

Heinrichs wichtigstes Anliegen Ende der 1160er-Jahre war ein stabiles Verhältnis zum zunehmend kriegerischen Ludwig VII. Im August 1165 hatte die dritte Frau des französischen Königs, Adèle von Champagne, endlich den ersehnten Sohn zur Welt gebracht: Philipp. Die lang erwartete Ankunft eines Erben für das französische Königshaus wurde in den

Straßen von Paris mit Jubel begrüßt. Von Ludwigs Schultern war damit eine schwere Last genommen. Doch Philipps Geburt brachte nicht nur Erleichterung, sondern war auch ein Katalysator. Der französische König machte sich nun Gedanken über die Zukunft und wurde nervös bei der Vorstellung, dass er seinem Sohn ein königliches Erbe hinterlassen würde, das in seiner territorialen Ausdehnung und in seinem Ansehen deutlich geschmälert war. Und so suchte er nach Möglichkeiten, dem englischen König das Leben schwer zu machen. (Becket Unterschlupf zu gewähren, war eine davon.) Immer wieder kam es in den Grenzregionen zu militärischen Zusammenstößen nach dem Motto «Wie du mir, so ich dir», außerdem begann Ludwig, unter Heinrichs problematischeren Untertanen Missgunst zu schüren: beim König der Schotten, bei den walisischen Fürsten, die 1157 enteignet worden waren, und bei den Bretonen, die unter der aggressiven Eroberung des Herzogtums durch Heinrich ächzten. Dass Ludwig den Dreh- und Angelpunkt der Opposition gegen Heinrichs Herrschaft bildete, entging auch den Baronen Aquitaniens unter Führung des Grafen von Angoulême und des Grafen von La Marche nicht. Beide liebäugelten sie mit der Möglichkeit, ihre Vasallenpflicht vom englischen auf den französischen König zu übertragen.

Angesichts dieser Situation musste Heinrich seine Zukunft vorsichtig und mit einer gewissen Rücksicht gegenüber seinem kapetingischen Rivale planen.

Im Andenken an seine Mutter war es vielleicht ganz passend, dass Heinrich ein Jahr nach dem Tod der Kaiserin seine älteste Tochter Matilda nach Deutschland schickte, wo sie Heinrich den Löwen heiratete, den Herzog von Sachsen und Bayern, und so die Verbindung zwischen der englischen Krone und den deutschen Ländern bewahrte. Doch da Matilda vier Brüder hatte, war es sehr unwahrscheinlich, dass sie aus Deutschland zurückgerufen werden würde, um für die Krone der Plantagenets in England zu kämpfen. Nach Heinrichs II. Plänen fiel diese Ehre seinem ältesten Sohn zu, der ebenfalls Heinrich hieß. 1162 und 1163 war dem jungen Heinrich von den englischen Baronen, dem schottischen König und den walisischen Fürsten gehuldigt worden. Heinrichs Vorhaben, ihn als *rex designatus* krönen zu lassen, war durch den Streit mit Becket durchkreuzt worden, da nur der Erzbischof von Canterbury den englischen König krö-

nen konnte. Dennoch ließ König Heinrich keinen Zweifel daran, dass der Junge eines Tages über das Reich der Plantagenets herrschen sollte: England, die Normandie und Anjou. Seit 1168 umfasste es auch das komplette Herzogtum Bretagne.

Fast ein Jahrzehnt lang hatte Heinrich II. rücksichtslos militärischen und diplomatischen Druck ausgeübt, bis er seinen dritten Sohn Gottfried mit Konstanze verheiratet konnte, der einzigen Tochter Conans IV., des Herzogs der Bretagne. Dann zwang er den Herzog praktisch zur Abdankung. Conan wurde mit der englischen Grafschaft Richmond abgespeist, Heinrich wiederum übernahm in der Bretagne die Regentschaft für seinen Sohn Gottfried. Dieser sollte bei seiner Volljährigkeit, so verfügte Heinrich, Herzog der Bretagne werden und das Herzogtum als Lehen von seinem ältesten Bruder empfangen, der wiederum dem französischen König als Vasall huldigen sollte. Bis zur Volljährigkeit des Jungen regierte Heinrich persönlich die Bretagne.

Von den älteren vier Kindern blieb damit nur noch Richard. Von allen Kindern stand er seiner Mutter am nächsten, daher wurde beschlossen, dass er ihren Teil des Plantagenet-Reichs erben sollte: das Herzogtum Aquitanien und die Grafschaft Poitou. Da Eleonore wahrscheinlich keine Kinder mehr bekommen würde, schmiedete sie nun Pläne, nach Aquitanien zurückzukehren und dort zu regieren, schließlich war sie immer Herzogin von Aquitanien geblieben. Mit Richard an ihrer Seite konnte das durchaus eine Option sein.

Die Unabhängigkeit Aquitaniens war für Ludwig VII. von großer Bedeutung, seit Eleonore seiner Obhut entronnen war und 1151 Heinrich geheiratet hatte. Daher schlug Heinrich vor, dass Richard Aquitanien direkt von der französischen Krone als Lehen empfangen sollte, um die Bindung zu Heinrichs übrigen Gebieten zu lockern. Um die bittere Pille weiter zu versüßen, dachte Heinrich außerdem an eine Ehe zwischen Richard und Ludwigs Tochter Alice, die 1160 geboren war.

Dieser Plan wurde Ludwig bei einem Treffen im Januar 1169 in Montmirail in der Grafschaft Maine unterbreitet. Es war ein großzügiges Arrangement, das ließ sich nicht leugnen, sowohl für Heinrichs Söhne als auch für Ludwig. Heinrich arbeitete zwar eifrig an der Schaffung eines riesigen Reiches, doch er gab Ludwig zu verstehen, dass die ausgedehnten

Territorien, die er unter seine Kontrolle gebracht hatte, nicht auf Dauer vereint bleiben mussten. Sie waren kein Reich im eigentlichen Sinn – das für immer verbunden und einheitlich regiert werden sollte –, sondern ein Zusammenschluss mehrerer Gebiete, deren Verbindungen untereinander nach Heinrichs Tod je nach Bedarf gelockert oder verstärkt werden konnten. Mit der von Heinrich vorgeschlagenen Teilung hätte der dauerhafte Effekt seiner Herrschaft darin bestanden, die Grafschaft Anjou mit England und der Normandie zu vereinen, eine zentrale Macht in Aquitanien zu etablieren und zu konsolidieren und die Lehensbeziehung zwischen der Bretagne und der französischen Krone zu verändern. Wenn Heinrich seiner Mutter eines Tages ins Grab folgen würde, wäre alles wieder wie im Jahr 1152.

Das war doch ein deutlicher Unterschied zu der von Ludwig gefürchteten Entstehung eines dauerhaften Plantagenet-Reichs, das von Rouen und Westminster aus regiert würde und den Rivalen in Paris übertrumpfen könnte. Die Konferenz von Montmirail brachte Frieden zwischen den beiden Königen und bot eine Neuausrichtung der künftigen Verhältnisse – und damit eine wichtige Atempause. Dem Treffen vorausgegangen waren zahlreiche ermüdende kriegerische Auseinandersetzungen: Heinrich hatte 1167 und 1168 Kriegszüge in der Bretagne und in Aquitanien geführt, mit denen Aufstände gegen seine Herrschaft niedergeschlagen wurden. Außerdem hatte er an der Grenze der Normandie und in der Grafschaft Le Perche Gebiete verwüstet, die Ludwigs Vasallen gehörten. Selbst für das 12. Jahrhundert, in dem Belagerungen und Scharmützel, Verwüstungen und Plünderungen fast zum Alltag gehörten, zogen sich die Feindseligkeiten schon zu lange hin.

Unter den richtigen Voraussetzungen hätte Montmirail tatsächlich zu einer beispiellosen Periode des Friedens und der Eintracht zwischen den beiden Königen führen können. Doch es gab eine Frage, die in der großen französischen Festung nicht am Verhandlungstisch geklärt werden konnte: der Fall Thomas Becket.

Becket und Heinrich begegneten sich in Montmirail zum ersten Mal seit ihrem großen Zerwürfnis. Sie kamen im Geist des Friedens zusammen, der die gesamten Verhandlungen prägte. Auf Becket war massiver diplomatischer Druck ausgeübt worden, damit er sich bei Heinrich ent-

schuldigte und den schädlichen Zwist beilegte, der nun seit fünf Jahren schwelte.

Unglücklicherweise zeigte Becket Heinrich, dass er sich während seiner fünf Jahre im Exil überhaupt nicht geändert hatte. Herbert von Bosham beobachtete die Begegnung zwischen dem König und seinem einstigen Erzbischof:

Der Erzbischof wurde vor die Könige geführt, mit ... einer großen Menschenmenge um ihn herum, die alle auf ihn einredeten ... Der Erzbischof warf sich dem König sofort zu Füßen ... Doch kaum lag er ausgestreckt am Boden, griff der König nach ihm und zog ihn hoch.

Als der Erzbischof nun vor dem König stand, bat er demütig und eifrig um königliche Gnade für die Kirche, die man ihm, wenngleich ein unwürdiger Sünder, anvertraut habe. Wie es der Brauch der Gerechten ist, kritisierte er zu Beginn seiner Rede sein eigenes Verhalten und schrieb die missliche Lage der Kirche und das große Leid allein seinen Versäumnissen zu. Im Abschluss seiner Rede ergänzte er: «Betrachte ich nun die gesamte Sache zwischen Euch und mir, mein König, unterwerfe ich mich Eurer Gnade und Eurem Urteil in Gegenwart unseres Herrn und Königs von Frankreich und der Bischöfe und Adligen und anderen Anwesenden.» Doch zur Überraschung des Königs, der Vermittler und sogar seiner eigenen Leute fügte er hinzu: «salvo honore Dei, vorbehaltlich der Ehre Gottes».

Das war typisch für Becket. Die Vermittler in Montmirail hatten ihn nachdrücklich davor gewarnt, seiner Entschuldigungsrede eine so aufrührerische einschränkende Klausel hinzuzufügen. Die Formulierung «vorbehaltlich unseres Amtes» hatte der heftigen Auseinandersetzung im Zusammenhang mit den Constitutions of Clarendon zugrunde gelegen, und Becket konnte niemanden täuschen, indem er stattdessen «der Ehre Gottes» sagte. Kaum hatte Heinrich Becketts abschließende Worte gehört, war ihm klar, dass sich an Becketts Haltung nichts geändert hatte. «Der König nahm großen Anstoß und brannte vor Zorn auf den Erzbischof. Er beleidigte ihn auf vielfältige Weise, tadelte ihn mehrfach, machte ihm noch mehr Vorhaltungen, beschimpfte ihn, warf ihm Stolz und Hochmut vor und beschuldigte ihn, er sei undankbar und habe vergessen, wie freigiebig er sich ihm gegenüber gezeigt habe», schrieb Herbert von Bosham und fügte hinzu, dass selbst der französische König offenbar genug von Be-

ckets Uneinsichtigkeit gehabt und ihn gefragt habe: «Möchte er heiliger als ein Heiliger sein?» Die Friedenskonferenz wurde abgebrochen. Territorial hatten sich der englische und französische König geeinigt, doch der Streit zwischen Becket und Heinrich II. konnte nicht beigelegt werden.

«Möchte er heiliger als ein Heiliger sein?» Das waren ahnungsvolle Worte. Nach den gescheiterten Friedensbemühungen von Montmirail unternahmen Heinrich und Becket im November 1169 einen weiteren Anlauf zu einer Aussöhnung. Dieses Mal verweigerte Heinrich dem Erzbischof den Friedenskuss. Becket drohte anschließend, ganz England mit einem Interdikt zu belegen, und bemühte sich um die Unterstützung des Papstes, um seine Drohung wahrzumachen. Becket wurde zu einer echten Belastung, vor allem in Hinblick auf Heinrichs Pläne für seine Nachfolge.

Im Juli 1170 entschied sich Heinrich zu einem kühnen Schritt. Er überquerte den Ärmelkanal zusammen mit seinem ältesten Sohn und mehreren normannischen Bischöfen, reiste nach Westminster und ließ Heinrich den Jüngeren zum designierten König – *rex designatus* – salben, und zwar vom Erzbischof von York, Roger de Pont l'Evêque. Etwa zehn weitere Bischöfe waren bei der Zeremonie anwesend.

Als Becket von diesem ungeheuerlichen Bruch mit der Tradition erfuhr, war er erzürnt. Nach einer kurzen, angespannten Phase, in der Becket nichts unternahm, setzte er am 30. November 1170 nach England über, um die Bischöfe zu disziplinieren, die an der unrechtmäßigen Krönung teilgenommen hatten. An Weihnachten hielt er in der Kathedrale von Canterbury eine flammende Predigt und exkommunizierte praktisch jeden, der ihm irgendwann einmal Unrecht getan hatte. Dann verhängte er schwere Strafen gegen diejenigen, die an der Krönung Heinrichs des Jüngeren teilgenommen hatten.

Die Nachricht von Beckets provokantem Auftritt erreichte Heinrich, als er zu Weihnachten Hof in Bures in der Normandie hielt. Was er daraufhin sagte, zählt heute zu den berühmt-berüchtigten Zitaten der englischen Geschichte: «Welch elende Schmarotzer und Verräter habe ich in meinem Haushalt genährt und gefördert, die zulassen, dass ihr Herr von einem Kleriker niederer Geburt mit so schändlicher Verachtung behandelt wird!» (Der Satz wird auch oft, allerdings nicht korrekt, als «Will mich denn niemand von diesem lästigen Priester befreien?» wiedergegeben.)

Am 29. Dezember brachen vier schwerbewaffnete Männer mit einer Axt durch eine Seitentür der Kathedrale von Canterbury. Der Erzbischof erwartete sie am Altar. Sie waren wütend. Er war unbewaffnet. Sie versuchten, ihn festzunehmen. Er weigerte sich mitzukommen. Sie schlugen ihm die Schädeldecke ab und zertraten sein Gehirn mit ihren Stiefeln.

Die vier Ritter, die Becket ermordeten, glaubten anscheinend, dass Heinrich das von ihnen erwartet hatte. Diese Ansicht verbreitete sich in den Wochen und Monaten nach dem Schock über Becket's Tod überall im Land. Heinrich, der sich kurz zuvor noch in der Vorstellung gesonnt hatte, der größte Mann in Europa und Erbe Heinrichs I. zu sein, wurde nun zum Aussätzigen. Nicht nur die Kirche, die europäische Gesellschaft insgesamt war entsetzt und empört über den Mord. Man rechnete damit, dass Papst Alexander – der sich eine Woche lang weigerte, mit irgendeinem Engländer zu sprechen, nachdem er die Nachricht von Becket's Tod erhalten hatte – Heinrich exkommunizieren werde. Mit einem Streich hatte sich das Schicksal gegen Heinrich gewendet. Seine Position, die er sich mit politischem Geschick und dynamischer Führungsstärke über Jahre erarbeitet hatte, geriet aufgrund einiger weniger im Zorn gesprochener Worte ins Wanken. [...]

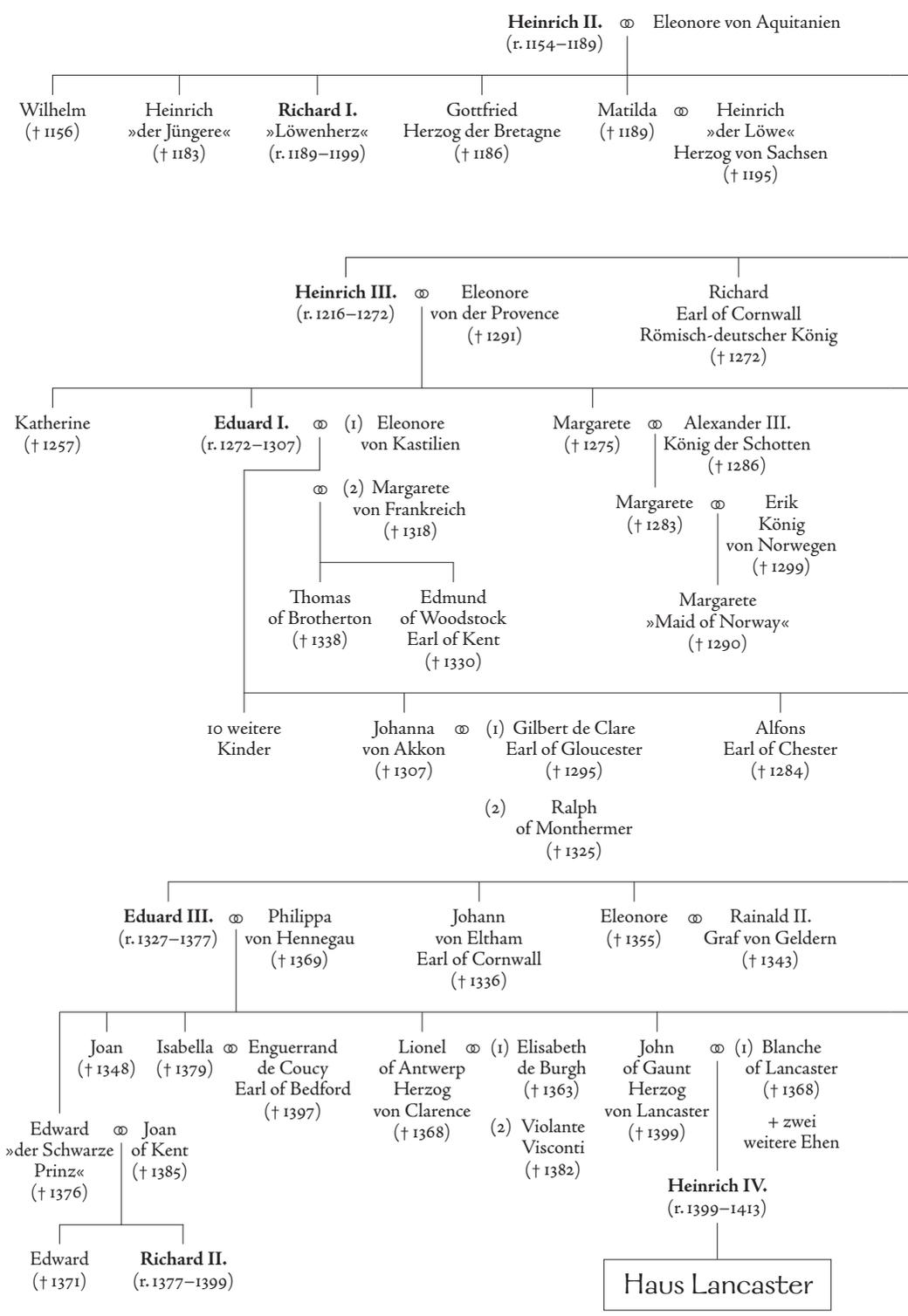
England während des Bürgerkriegs
zwischen Stephan und Mathilde
1135 bis 1154



Das Reich der Plantagenets auf dem Höhepunkt ihrer Macht, um 1187

-  Territorien der französischen Krone
-  Territorien der Plantagenets
-  Grenze des Königreichs Frankreich





Die Plantagenets

